



Christenheute

ZEITSCHRIFT DER ALT-KATHOLIKEN IN DEUTSCHLAND

62. JAHRGANG • APRIL 2018

Die Grenzen des Wachstums

3 Grenzen des Wachstums
von Jens Eberhard Jahn

6 Wachstum
von Beate Wächter

7 Mutter Erde und Schwester Mond
von Franz Segbers

10 Meine engen Grenzen
von Gerhard Ruisch

12 Adam
von Jutta Respondek

13 Kabarett und Gott
von Francine Schwertfeger

14 Aufstand für das Leben
von Brigitte Glaab

25 Apostola Apostolorum
von Walter Jungbauer

28 Liebe mit einem Lächeln
von John Grantham

Widersprüchliche Signale aus Pakistan

Mit einer Münze würdigt Pakistan die im August 2017 verstorbene und mit einem Staatsbegräbnis geehrte Lepra-Ärztin **Ruth Pfau**. 50.000 Geldstücke im Wert von 50 Rupien (etwa 35 Cent) mit dem Porträt der in Leipzig geborenen Ordensfrau will Pakistans Regierung prägen lassen. Seit Dezember gibt es bereits eine Briefmarke mit Pfaus Bild. Ganz anders erging es **Irfahn Masih**. Der Christ war ein „Chuhra“ („Unreiner“), wie jene genannt werden, die stinkende Abwasserkanäle und Kloaken reinigen. Die muslimischen Ärzte hatten dem 30-Jährigen die Behandlung verweigert, weil er ein „Churah“ war; er starb am 1. Juni 2017 in einem Krankenhaus in Lahore. Blutige Anschläge auf christliche Einrichtungen, Zwangsverheiratungen junger Christinnen mit Muslimen, Schikanen im Alltag sowie Anklagen wegen Blasphemie lassen immer mehr Christen aus Pakistan fliehen.

Richterin verdonnert Muslime zu Koranstudium

Wegen Beleidigung des Christentums müssen drei Muslime im Alter zwischen 16 und 18 Jahren Koranverse über Maria und Jesus auswendig lernen. Ein entsprechendes Urteil fällt die zuständige Richterin am Bezirksgericht Tripoli im Libanon. Damit sollten die jungen Männer über die Toleranz des Islam und die Wertschätzung Marias belehrt werden. Sie ordnete an, dass die jungen Männer freigelassen werden unter der Bedingung, dass sie Teile der dritten Koran-Sure „Al-Imran“ auswendig lernen. In dem Text mit 200 Versen geht es unter anderem um Gottes Verheißung an Maria sowie um Jesus als Gesalbten. Das Gesetz sei eine Schule und nicht nur ein Gefängnis, habe die Richterin ihr Urteil begründet. Ministerpräsident **Saad Hariri** lobte das Urteil als Lehrstück für Toleranz und gegenseitigen Respekt zwischen den Religionen.

Jedes sechste Kind lebt im Krieg

Jedes sechste Kind lebt laut einer Studie der Hilfsorganisation *Save the Children* in Kriegs- und Konfliktregionen. Das seien 375 Millionen Kinder und 75 Prozent mehr als vor 20 Jahren. Die Anzahl der getöteten und versehrten Kinder sei in den vergangenen zehn Jahren um 300 Prozent gestiegen. Zudem dauern die Konflikte immer länger an und direkte Angriffe auf Schulen und Krankenhäuser nehmen zu. Das Leben in Syrien, Afghanistan und Somalia war 2016 den Angaben zufolge für Kinder am gefährlichsten. Die Mehrzahl der von Konflikten betroffenen Kinder weltweit lebt jedoch in Asien, an zweiter Stelle folgt Afrika.

Nur noch 35 Großpfarreien im Bistum Trier

Das römisch-katholische Bistum Trier will seine 887 Pfarreien und 172 Pfarreigemeinschaften ab dem Jahr 2020 auf nur noch 35 sogenannte „Pfarreien der Zukunft“ eindampfen. Die geplante neue Struktur „lässt uns auf die Zukunft hin handlungsfähig bleiben und kann ein Grundgerüst für eine Neuausrichtung des kirchlichen Lebens sein“, sagte Bischof **Stephan Ackermann**. Seitdem das Bistum im März 2017 erstmals konkrete Pläne zu den Großpfarreien vorstellte, kam es zu zahlreichen Protesten, einer Gebetsmahnwache hunderter Gläubiger und tausenden schriftlichen Rückmeldungen. Die Großpfarreien sollen zwischen 13.800 (Neuerburg/Eifel) und 98.900 (Saarbrücken) Katholiken umfassen. Saarbrücken wäre dann nach Zahl der Mitglieder die bundesweit größte römisch-katholische Gemeinde.

KIRCHE IM RADIO

„Positionen“
Bayern 2 Radio
8. April, 6:45–7:00 Uhr
Dekan em. Harald Klein
Bruckmühl



„Verrückteste Überkreuzungen“ der Religionen

Der Autor und Orientalist **Navid Kermani** hat auf seiner Reise durch Osteuropa, den Kaukasus bis in den Iran „verrückteste Überkreuzungen“ der Religionen erlebt. Die sehr religiösen christlichen Armenier seien mit dem sehr religiösen schiitischen Iran verbündet gegen das ebenfalls schiitische, aber eher säkulare Aserbaidschan, das es politisch mit der Türkei halte, sagte Kermani. „Ausgerechnet das Land mit der ältesten christlichen Staatskirche, Armenien, pflegt heute eine Allianz mit der Islamischen Republik Iran.“ Besonders Sorge bereiten dem Schriftsteller mentale Gräben in den Köpfen der Menschen. Sie würden breiter und tiefer und folgten keiner geografischen oder nationalen Grenze, sondern liefen „kreuz und quer durch Völker, Gesellschaften und sogar durch die Seelenlandschaften der Einzelnen“.

Spaltung durch Brexit und Sparpolitik

Der Erzbischof von Canterbury, **Justin Welby**, hat den Brexit und die Sparpolitik der britischen Regierung mit deutlichen Worten kritisiert. Beides drohe zu einer Spaltung der britischen Gesellschaft zu führen und treffe vor allem die Schwachen und Kranken. Der Austritt aus der Europäischen Union sei eine der größten Herausforderungen seit Ende des Zweiten Weltkriegs, so Welby, der selbst die Kampagne für einen Verbleib in der EU unterstützt hatte. Wichtiger denn je sei es, dass sich die Menschen umeinander kümmern. Welby appellierte an britische Werte wie Solidarität, Mut, Widerstandskraft und Fürsorge. Der Erzbischof plädierte zudem für einen liberalen Ansatz beim Thema Migration: „Es ist wichtig, Fremde in unserem Land willkommen zu heißen und in unsere Kultur zu integrieren.“ Britische Medien bezeichneten Welbys Appell als eine der stärksten politischen Wortmeldungen eines Kirchenoberen in Großbritannien seit Jahrzehnten.

fortgesetzt auf Seite 35 →



Zum 50-jährigen Bestehen des „Club of Rome“

VON JENS EBERHARD JAHN

DIE BIBEL WURDE 2-3 MILLIARDEN MAL gedruckt, Erich Maria Remarques Anti-Kriegs-Roman „Im Westen nichts Neues“ 20 Millionen Mal, Douglas Adams’ „Per Anhalter durch die Galaxis“ 12 Millionen Mal. „Die Grenzen des Wachstums“ von 1972 bringen es heute auf 30 Millionen Exemplare – eine sehr hohe Auflage für ein unbequemes Sachbuch! Im Frühling 1972 erschien es als eine Studie über die Zukunft der Weltwirtschaft, finanziert von der Volkswagenstiftung, federführend verfasst von Donella und Dennis Meadows, einer Umweltwissenschaftlerin und einem Ökonomen aus den USA.

Auftraggeber der Studie war der erst 1968 gegründete *Club of Rome*, eine internationale Vereinigung von Expertinnen und Experten, die sich die Zukunftsforschung zur Aufgabe gemacht hatte. Deren erste Publikation, „Die Grenzen des Wachstums“, führte sofort nach ihrem Erscheinen zu überaus kontroversen und emotionalen Reaktionen. Denn die Autorinnen und Autoren hatten nichts Geringeres getan, als den „*American Way of Life*“, die ideale westliche Lebensweise schlechthin, radikal in Frage zu stellen. Die Grundthese: Wir leben über unsere Verhältnisse und beuten die Ressourcen des Planeten gnadenlos aus.

Die Studie, wie auch die politisch bedingte unmittelbar darauf folgende „Ölkrise“ von 1973, lösten ein gewisses Umdenken insbesondere in den westlichen Staaten aus. Die Umweltbewegung fand großen Zulauf. Verschiedene Umwelt- und Anti-Atomkraft-Gruppen, Teile der Friedensbewegung und der Neuen Linken gründeten in der Bundesrepublik Deutschland 1980 die Partei *Die Grünen*. Parteien, die Ökologie als programmatischen Schwerpunkt bedienen, gibt es heute in den meisten Staaten der Erde.

Aber auch jenseits einer dezidiert grünen politischen Strömung kam es zu einem gesellschaftlichen Umdenken, zur Entwicklung neuer Technologien,

erhöhter Energieeffizienz und stärkerer Entkoppelung von Wirtschaftswachstum, Energieverbrauch und Umweltverschmutzung. In den Ostblockstaaten, so etwa der DDR, wurden die Thesen des *Club of Rome* regierungsamtlich als „feindlich-negativ“ abgelehnt, aber angesichts erheblicher Umweltprobleme insbesondere von der kirchlich geprägten oppositionellen Umweltbewegung bekannt gemacht und thematisiert.

Fazit des Berichts des *Club of Rome*: „Unsere gegenwärtige Situation ist so verwickelt und so sehr Ergebnis vielfältiger menschlicher Bestrebungen, dass keine Kombination rein technischer, wirtschaftlicher oder gesetzlicher Maßnahmen eine wesentliche Besserung bewirken kann. Ganz neue Vorgehensweisen sind erforderlich, um die Menschheit auf Ziele auszurichten, die anstelle weiteren Wachstums auf Gleichgewichtszustände führen. Sie erfordern ein außergewöhnliches Maß von Verständnis, Vorstellungskraft und politischem und moralischem Mut.“

Die neuen Grenzen

1992 erschien eine Aktualisierung des Berichts, „Die neuen Grenzen des Wachstums“. Neue Erkenntnisse (beispielsweise größere Rohstoffvorkommen als 20 Jahre zuvor bekannt) und die in der Zwischenzeit eingetretene Entwicklung wurden in die aktualisierten Simulationen aufgenommen; dennoch bleiben die Ergebnisse in der Tendenz ähnlich. Ebenso wie im 1972-er Bericht enden die meisten Szenarien mit „Grenzüberziehung und Zusammenbruch“. Durch Geburtenbeschränkung,



Jens-Eberhard Jahn ist Mitglied der Gemeinde Sachsen

Foto: Ken Teegardin, „Graph Wüb Stacks Of Coins“, Flickr



Produktionsbeschränkung, Technologien zur Emissionsbekämpfung, Erosionsverhütung und Ressourcenschonung ließe sich aber ein Gleichgewichtszustand erreichen. Je später mit diesen Maßnahmen begonnen würde, desto niedriger wäre der erreichbare materielle Lebensstandard. Insgesamt wurden 13 Szenarien in dem Bericht vorgestellt, von denen drei zu einem Gleichgewichtszustand führen.

Im Jahr 2004 veröffentlichten die Autoren das 30-Jahre-Update. Anhand der darin errechneten Szenarien ergibt sich ein Überschreiten der Wachstumsgrenzen und ein anschließender Kollaps bis spätestens 2100. Eine Fortführung der bisherigen Lebens- und Wirtschaftsweise führe sogar zum Kollaps ab dem Jahr 2030. Ein solcher Kollaps besteht aus mehreren Faktoren: Ressourcenknappheit („Peak Oil“, „Peak everything“), Naturkatastrophen durch Klimawandel, wie wir sie heute schon erleben, inklusive der daraus folgende Kriege um Ressourcen und Migrationsbewegungen, sowie Nahrungsmittelknappheit. Die derzeitigen Probleme der Welternährung sind natürlich auch ein Verteilungsproblem, wenn 20 Prozent der Erdbevölkerung über 85 Prozent des globalen Bruttoinlandsproduktes verfügen. Sie sind auch Folge von vermeidbaren Nachernteverlusten durch unzureichende Lager- und Transportmöglichkeiten (zu denen eben Investitionsmittel fehlen). Sie sind aber eben auch Folge von durch Menschen verursachten ökologischen Veränderungen, die zum Verlust von landwirtschaftlich nutzbarer Fläche und zur Verringerung der Bodenfruchtbarkeit führen. Zurzeit würden 40 Prozent der Ackerflächen übernutzt und 75 Prozent der Fischbestände seien bereits abgefischt.

Die Studie von 2004 warnt: Auch bei energischem Umsetzen von Umweltschutz- und Effizienzstandards kann die Tendenz zum Kollaps oft nur abgemildert, aber nicht mehr verhindert werden. Erst die Simulation einer

überaus ambitionierten Mischung aus Einschränkung des Konsums, Kontrolle des Bevölkerungswachstums, Reduktion schädlicher Emissionen und zahlreichen weiteren Maßnahmen ergibt eine nachhaltige Erde mit rund acht Milliarden Menschen.

Der ökologische Fußabdruck

1994 wurde das Modell des ökologischen Fußabdrucks entwickelt. Die Methodik setzt zwei Flächen zueinander in Beziehung: Den für einen Menschen durchschnittlich verfügbaren Land- und Wasserflächen werden diejenigen Land- und Wasserflächen gegenübergestellt, die in Anspruch genommen werden, um den Bedarf dieses Menschen zu produzieren und den dabei erzeugten Abfall aufzunehmen. Allerdings beschränkt sich der ökologische Fußabdruck auf biologisch produktive Land- und Wasserflächen, die in die Kategorien Ackerland, Weideland, für Fischerei genutzte Meeresflächen und Binnenwasserflächen sowie Wald eingeteilt werden. Nicht biologisch nutzbare Flächen (bebaute Flächen, aber auch Wüsten und Hochgebirge) gelten als neutral.

Nach diesem Modell stehen jedem Menschen (Stand 2013) 1,71 gha (globale Hektar) zur Verfügung. Verbraucht werden aber 2,87 gha/Person. Dabei sind die Unterschiede zwischen den Staaten und Kontinenten erheblich: In Afrika liegt der ökologische Fußabdruck bei 1,4 gha, in Europa bei 4,87 (Deutschland 5,46 gha) und in Nordamerika bei 8,61 gha. Obwohl es Länder (auch mit hohem Fußabdruck) gibt, die noch über ökologische Reserven verfügen, wie etwa Schweden oder Kanada, zeigt dieses Modell nicht nur die völlige Übernutzung des Planeten, sondern auch die ungleichmäßige Verteilung dieser Übernutzung.

Wenn diese Wachstumsgrenzen erreicht seien, könnte dies zu einem raschen und unaufhaltsamen Absinken der Bevölkerungszahl führen, die Umwelt wäre irreparabel zerstört und die Rohstoffe wären weitgehend verbraucht. Technische Lösungen alleine könnten aus diesem Teufelskreis nicht herausführen.

Die 1992 und 2004 veröffentlichten Folgestudien bestätigten diese Annahme.

Um diese Entwicklung umzukehren, seien eine Einschränkung des Konsums, eine Kontrolle des Bevölkerungswachstums, eine Reduktion des Schadstoffausstoßes sowie zahlreiche weitere Maßnahmen notwendig.

In einem Interview mit dem *Donaukurier* Ende Februar 2018 sagte der Geschäftsführer der Deutschen Gesellschaft des *Club of Rome*, Andreas Huber: „Wir sind in den nächsten fünf bis zehn Jahren in der Pflicht, für kommende Generationen die Weichen zu stellen für eine neue Welt. Irgendwann wird ein anderes System kommen: Ob uns die Natur oder der Planet dazu zwingen oder ob wir es selbst schaffen in einen friedlichen Übergang, wird sich noch zeigen. Aber die Menschen in 30 Jahren werden auf uns zurückblicken und sagen: Warum haben die nicht schneller die notwendigen Beschlüsse gefasst?“ ■

Grünes Wachstum als Lösung?

Bei allen Unterschieden zwischen den politischen Forderungen der Rechten und der Linken herrscht in einem Punkt meist Einigkeit: Wir brauchen mehr Geld! Mehr Geld für die Bildung, die Rüstung, die sozialen Sicherungssysteme, die Entwicklungshilfe, die Wirtschaftsförderung, den Radverkehr, den Flugverkehr... Und selbstverständlich werden hier je nach politischer Überzeugung und Zielrichtung Verteilungskämpfe ausgetragen. Der politische Frieden ist jedoch schnell wieder hergestellt, denn alle sind sich einig, dass der finanzielle Kuchen eben grundsätzlich wachsen müsse, um für all die genannten Projekte die nötigen Mittel zu haben: Wir brauchen Arbeitsplätze? Also mehr Wachstum! Wir brauchen bessere Schulen? Mehr Wachstum! Wachstum durch Steuersenkungen, durch Innovation, durch Werbung von Expertise aus anderen Ländern. 2017 betrug das Wirtschaftswachstum in der EU 2,3 Prozent zum Vorjahr, in Russland 1,7 Prozent, in der Türkei 5,3 Prozent, in der Schweiz 0,9 Prozent und in den USA 2,2 Prozent. Wo sind sie nun, die „Grenzen des Wachstums“ auf einem Planeten, der ja nicht mitwachsen kann?

Es ist klar, dass es immer Wirtschaftsbereiche gab und geben wird, die wachsen, während andere schrumpfen. Von dieser Feststellung ist es nicht weit zur Propagierung eines „grünen Wachstums“. 2007 schrieb Thomas L. Friedman in der *New York Times* über den „Green New Deal“, der konsequent ökologisch verantwortungsvolle Produktionsmethoden, Produkte und Energieträger fördern solle. In Deutschland wird dieser politische Ansatz vor allem von den Bündnisgrünen verfochten.

Vielen gilt dies aber lediglich als „Greenwashing“ der herrschenden Wachstumsideologie und als global betrachtet unlauteres Mittel zur Stärkung des Wirtschaftsstandortes Deutschland. Kritiker fordern vor allem Garantieverlängerungen für Gebrauchsgüter, um langlebigere Produkte zu fördern. Dazu kommen weitere Maßnahmen, wie die Mithaftung der Auftraggeber von Produkten mit Giftstoffen. Dadurch soll nachhaltiges Handeln wirtschaftlich sinnvoll werden.

Um zusätzliche Anreize zum nachhaltigen Wirtschaften zu schaffen, sollen Unternehmen, die ein bestimmtes Mindestmaß an „Gemeinwohl-Kriterien“ wie Klimaschutzaktivitäten oder Arbeitsplatzsicherheit gewährleisten, steuerliche Vorteile genießen. Parteipolitisch haben sich viele Wachstumskritikerinnen und -kritiker in der Ökologisch-Demokratischen Partei (ÖDP) organisiert. Diese Gruppierung hatte sich vor 36 Jahren als „rechter Flügel“ von den Grünen abgespalten, vertritt aber heute deutlich radikalere Forderungen für nachhaltiges Wirtschaften als alle anderen Parteien. Mit geringem Erfolg. 2014 aber konnte der Physiker Klaus Buchner für die ÖDP ins Europaparlament einziehen. Er erklärt gegenüber *Christen heute*: „Grenzenloses Wachstum beutet Mensch und Natur aus. Ich stehe für eine nachhaltige Wirtschaftspolitik, in der der Mensch und nicht der Profit im Mittelpunkt steht.“

Bruttoinlandsprodukt oder Bruttosozialglück?

Wachstum und Wohlstand werden in der Tat generell nicht am Menschen, sondern am Profit gemessen, nämlich

durch das „Bruttoinlandsprodukt“ (BIP). Dieses wächst auch bei Unfällen, Katastrophen, wenn Werte zerstört werden. Als Alternative dazu definiert das Königreich Bhutan das „Bruttonationalglück“, in das neben dem Lebensstandard auch Bildung, physisches und psychisches Wohlbefinden, kulturelle und ökologische Vielfalt sowie Resilienz einfließen. Einen ähnlichen Weg ging 2008 Ecuador, als es das Prinzip des „buen vivir“ (gutes Leben) als Staatsziel einführte.

In vielen fortschrittlichen und auch christlichen Kreisen wurden diese Konzepte diskutiert. Schließlich fand die Debatte auch Eingang in den Deutschen Bundestag: Parteiübergreifend wurde 2010 eine Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ eingesetzt. Deren Grundfrage lautete: Wie können gesellschaftlicher Wohlstand, persönliches Wohlergehen und nachhaltige Entwicklung in einer Gesellschaft angemessen definiert und abgebildet werden in Anbetracht der Tatsache, dass der Fokus auf das Wachstum des BIP nicht mehr ausreicht? Hinter den Wohlstandsperspektiven standen die Fragen: Gibt es Grenzen des Wachstums, und wie geht Deutschland mit möglicherweise geringeren Wachstumsraten in den nächsten Jahrzehnten um?

Darüber hinaus wollte die Kommission genauer untersuchen, ob und wie das BIP-Wachstum vom Wachstum des Verbrauchs an Ressourcen, Umwelt und Biokapital sowie von Emissionen dauerhaft entkoppelt werden kann und welche Zukunftsfelder technischen Fortschritts möglich sind. Ebenfalls sollte geprüft werden, wie eine nachhaltig gestaltende Politik aussehen könnte und welchen Einfluss Arbeitswelt, Konsumverhalten und Lebensstile auf die Möglichkeiten nachhaltigen Wirtschaftens haben. Ziel des abschließenden Kommissionsberichtes war es, neben der Darstellung der gewonnenen Erkenntnisse zu den Unterthemen auch konkrete Handlungsempfehlungen zu formulieren. Geleitet wurde die Kommission von der Physikerin und Leipziger Sozialdemokratin Daniela Kolbe und bestand aus 17 Bundestagsabgeordneten und 17 externen Sachverständigen. Der Schlussbericht umfasst 850 Seiten und mehrere Sondervoten. So etwas wird kaum gelesen und ist öffentlich nicht wahrnehmbar. Und bleibt politisch weitgehend folgenlos.

Im aktuellen Koalitionsvertrag von CDU, SPD und CSU verständigte man sich auf „nachhaltiges und inklusives Wachstum“, auf eine „wachstumsorientierte Wirtschaft“ und darauf, dass es auch in zehn und fünfzehn Jahren noch Wachstum in Deutschland gebe. Das Wort „Wachstum“ und aus ihm zusammen gesetzte Wörter kommen im Koalitionsvertrag 25 Mal vor (zum Vergleich: „Ökologie“ oder „Lebensgrundlagen“ kommen gar nicht vor). Immerhin: „Wir stehen für eine Umwelt- und Klimapolitik, die die Bewahrung der Schöpfung und den Schutz natürlicher Ressourcen mit wirtschaftlichem Erfolg und sozialer Verantwortung erfolgreich verbindet. Wir treten für eine effiziente, technologieoffene und innovationsfördernde Umweltpolitik ein, die wir gemeinsam mit den gesellschaftlichen Partnern gestalten.“ Das ist „Green New Deal“ schwarz-rot formuliert. „Eine Koalition ist keine Wunschehe“, sagte mir Daniela Kolbe, Leiterin der früheren Enquete-Kommission, auf

Club of Rome

50 Jahre für die Bewahrung der Schöpfung

VON WALTER JUNGBAUER

AM 1. APRIL 1968 WURDE IN ROM DER „CLUB OF Rome“ gegründet. Er ist ein Zusammenschluss von Experten verschiedener Disziplinen aus mehr als 30 Ländern. Sein Anliegen ist es, sich für eine nachhaltige Zukunft der Menschheit einzusetzen.

Weltweite Beachtung erlangte er 1972, als er bei einer Tagung in St. Gallen den Bericht „Die Grenzen des Wachstums“ vorstellte. Darin machte der *Club of Rome* deutlich, dass das individuelle Handeln vor Ort letztlich globale Auswirkungen hat, die den Zeithorizont und Handlungsraum des Einzelnen weit überschreiten. Die Schlussfolgerung des Berichts war damals: „Wenn die gegenwärtige Zunahme der Weltbevölkerung, der Industrialisierung, der Umweltverschmutzung, der Nahrungsmittelproduktion und der Ausbeutung von natürlichen Rohstoffen unverändert anhält, werden die absoluten Wachstumsgrenzen auf der Erde im Laufe der nächsten hundert Jahre erreicht.“



meine Frage, warum sich schon im letzten Koalitionsvertrag kaum ein Echo auf die Ergebnisse der Enquete-Kommission fand.

Maßlosigkeit überwinden

Aber letztlich ist es nahezu Konsens aller im Bundestag vertretenen Fraktionen (sicher nicht aller Abgeordneten), dass „Zielkonflikte zwischen Umweltbelangen und einem auf industrieller Arbeitsteilung nebst herrschendem Geldsystem basierendem Wirtschaftssystem“ lösbar seien. Dies schreibt der wohl hiezulande bekannteste Vertreter des Konzepts einer Postwachstumsökonomie, Niko Paech, der an der Universität Oldenburg Ökonomie lehrt. Und polemisch fährt er fort: „Gewinnt der Tourismus im Norden an Bedeutung, wenn dort Palmen wachsen? Ermöglicht das Abschmelzen der Polkappen, dass dort Erdöl gefördert werden kann?“ Paech geht es nicht um anderes Wachstum, sondern um eine Abkehr von der linken wie rechten Wachstumsideologie. Er versteht eine Postwachstumsökonomie als Beseitigung sämtlicher Wachstumszwänge. Dazu zählt das Geld- und Zinssystem, das eben durch das Versprechen der Geldvermehrung durch Zinseszins Wachstum benötige. Denn der Zins muss ja erwirtschaftet werden. Dazu

Wachstum

VON BEATE WÄCHTER



Beate Wächter ist Mitglied der Gemeinde Freiburg

„DU BIST ABER GEWACHSEN!“ DAS HÖRTE ICH als Kind oft von entfernten Verwandten, die einen nur ab und an besuchen. Und was bestimmt lieb gemeint war, empfand ich als komisch – nicht, dass ich nicht wachsen und größer werden wollte, ganz im Gegenteil: Meine Schulfreundin war ein halbes Jahr älter als ich, und sie durfte früher vorne im Auto sitzen, früher Mofa fahren... Aber dennoch verband ich mit der Tatsache des Wachsens keine besondere persönliche Leistung – es passierte doch einfach!

Dann wuchs neben dem Körper (hoffentlich) auch der Geist. Kindergarten, Schule und Studium ließen meinen Verstand wachsen, und auch meine Erfahrung im Umgang mit den unterschiedlichsten Menschen und Situationen wuchs mit zunehmendem Alter. Für manches „Wachstum“ musste ich mich anstrengen, anderes ergab sich auch hier von selbst.

Und dann machte mich ein negativer Aspekt des Wachstums traurig: Mein Älterwerden ging einher mit einem wachsenden Anspruch an meine persönliche Leistung. Reichten im Sport bei den Bundesjugendspielen als Achtjährige noch 475 Punkte für eine Siegerurkunde, so mussten drei Jahre später schon 700 Punkte für die gleiche Urkunde erkämpft werden. Kaum hatte ich die Grundbegriffe im Französischen gelernt, erwartete man von mir eine fremdsprachliche Diskussion über die Vor- und Nachteile in der Luft- und Raumfahrt, obwohl neben den auswendig gelernten Vokabeln der Umgang mit dem Satzbau nicht automatisch mitgewachsen war. „Der Verstand wächst mit den Herausforderungen“ – dieser Satz hat bestimmt seine

gehören ebenso Innovationsorientierung, Fremdversorgung und bedingungslose Steigerung materieller Selbstverwirklichungsansprüche. Stattdessen fordert er unter anderem eine Geldreform, stoffliche Nullsummenspiele, Regionalökonomie und eine Balance zwischen Selbst- und Fremdversorgung durch Wiedererwerb verlorengangener Kompetenzen. Fachleute reden hier von Resilienz und Subsistenz. Das klingt nach radikalem Systemwechsel. Doch „auch in einer Postwachstumsökonomie werden Märkte, Unternehmen, Geld, Konsumgüter und technische Innovationen benötigt – aber fern einer Kultur der Maßlosigkeit“, so Paech.

Kritik an Maßlosigkeit klingt anders als heutige Werbebotschaften des ökonomischen und politischen „höher, schneller, weiter“. Sie klingt fast religiös und erinnert an die Zinsverbote im 5. Buch Mose und in der Sure 3 des Korans.

Wenn wir uns jetzt an die Wachstumskritik des *Club of Rome* von 1972 erinnern, stellen wir fest, dass sich nicht viel geändert hat seitdem. Dringlich wäre aber nicht nur ein politisches und ökonomisches Umsteuern, sondern auch eine gesellschaftliche und persönliche spirituelle Erneuerung und Umkehr. ■

Berechtigung, doch bedarf es stets einer guten Balance zwischen Förderung und (Über-) Forderung.

Spätestens im Berufsleben lernte ich, dass die Freude über Wachstum weiteren Druck bedeuten kann: Die Umsätze müssen jedes Jahr wachsen, damit es der Firma und den Mitarbeitenden gut geht. Gleiche Werte wie im Vorjahr sind schon ein „Negativ-Wachstum“ – Schrumpfen mochte man nicht sagen.

Kann der Begriff des Wachstums noch negativer besetzt sein? Leider ist dieses Wort verheerend, wenn es um Krankheiten geht – wenn zum Beispiel der Arzt einem mitteilen muss, dass der Tumor gewachsen ist. Das will wirklich niemand erfahren: Wachstum als Alarmsignal!

Aber es gibt Gott sei Dank auch viele Erlebnisse, die Wachstum für mich positiv besetzen: Ich bin dankbar für das Heranwachsen meiner Töchter, für das Wachsen unserer Familie durch ihre Freunde, für die wachsende Intensität von Freundschaften und Beziehungen.

Und nicht zuletzt wächst immer noch meine Begeisterung an und in der Alt-Katholischen Kirche. Ja, auch unsere Mitgliederzahlen müssen wachsen, damit unsere Gemeinden erhalten bleiben. Und manchmal wächst auch in mir ein gewisser Unmut, wenn Dinge anders laufen, als ich sie gerne hätte.

Dann aber wieder erlebe ich, wie wir mit unseren Aufgaben wachsen: wie Veranstaltungen gelingen, auch wenn man vorher das Gefühl hat, es geht alles schief. Wenn Menschen, die niedergeschlagen sind, nach einem inspirierenden Einkehrtag mit neuer Kraft aufbrechen. Wenn Zugezogene wie selbstverständlich in die Gemeinschaft integriert werden. Wenn unsere Gemeinden wachsen – ohne Druck auf interessierte Beitrittswillige, einfach nur durch unser Da-Sein und „So-Sein“.

Und dann wächst, mit Hoffnung und Zuversicht, meine Neugier auf viele weitere alt-katholische Erfahrungen! ■

Mutter Erde und Schwester Mond

Soziale und ökologische Gerechtigkeit durch eine „mutige kulturelle Revolution“ (Papst Franziskus)

VON FRANZ SEGBERS

ALS 1972 DER *CLUB OF ROME* seinen Bericht über die Grenzen des Wachstums veröffentlichte, war dies ein Schock. Er sagte eine Zukunft voraus, die durch ein starkes Anwachsen der Weltbevölkerung geprägt sei, die auch bei weiterer Steigerung der Nahrungsmittelproduktion nicht ausreichend ernährt werden könne; die industrielle Produktion verursache nicht zu heilende Umweltzerstörung und die Erschöpfung der wichtigsten Rohstoffe wie Erdöl, Erdgas und Eisenerz. Die Folgerung: „Unsere gegenwärtige Situation ist so verwickelt und so sehr Ergebnis vielfältiger menschlicher Bestrebungen, dass keine Kombination rein technischer, wirtschaftlicher oder gesetzlicher Maßnahmen eine wesentliche Besserung bewirken kann.“

Was freundlich und verharmlosend Klimawandel genannt wird, ist längst für Millionen Erdenbewohner zu einer Klimakatastrophe geworden. Stürme, die früher nur aus den Tropen bekannt waren, mehren sich jetzt auch bei uns. Die verheerenden Überschwemmungen nehmen zu und treiben Millionen Menschen auf die Flucht. Nach einem Anfang November 2017 im Vorfeld der UN-Klimakonferenz in Bonn veröffentlichten Bericht des Hilfsorganisationen-Verbands *Oxfam* waren 2016 weltweit fast 24 Mio. Menschen vor allem aus ärmeren Ländern aufgrund von Wetterextremen auf der Flucht.

Der christliche Schriftsteller und Mitbegründer der Partei „Die Grünen“ Carl Amery war es, der diese Umweltkatastrophe als „gnadenlose Folge des Christentums“ zu erklären versucht hat. Der biblische Auftrag „Macht euch die Erde untertan“ habe dazu geführt, dass die Menschen sich

die Erde und die Schöpfung zur Beute gemacht hätten. Da sei eine Saat aufgegangen. In der Umweltzerstörung und dem Klimawandel zeige sich, dass die Beziehung des Menschen zur Schöpfung von Gewalt, Herrschaft und Ausbeutung geprägt sei. Aber ist es wirklich so, dass diese Zerstörung eine Folge des biblischen Auftrags ist?

Nicht immer wurde der biblische Schöpfungsauftrag so gelesen, dass der Mensch sich als ein Herr und Besitzer der Erde und Schöpfung verstehen dürfe, der die Erde unterwerfen und über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels und alle Tiere herrschen soll. Erst vor vierhundert Jahren setzte eine ökonomische und naturwissenschaftliche Entwicklung ein, die dazu führte, dass der Mensch sich die Natur „gefügig und zur Sklavin zu machte“, wie Francis Bacon (1561–1626) die Aufgabe der Naturwissenschaft beschrieb. Der Herrschaftsauftrag der Bibel war zuvor niemals Ursache für die Ausbeutung der Natur, wurde aber häufig genug nachgeschoben, um eigene Herrschaftsansprüche biblisch begründen zu können. Kirche und Theologie hätten deutlicher Einspruch gegen die Missdeutung und die Instrumentalisierung der Bibel erheben müssen. Denn der biblische Herrschaftsauftrag meint keine gnadenlose Ausbeutung zum eigenen Nutzen und zum Nachteil der Mitgeschöpfe, sondern ist der Auftrag, den Lebensraum so zu gestalten, dass alle leben können. Es ist ein Auftrag zu sorgen und zu schützen.

Laudato si

In seiner Enzyklika *Laudato si* von 2015, benannt nach dem Sonnengesang des Franziskus von Assisi, hatte Papst Franziskus

die entscheidende Ursache für die Zerstörung und Ausbeutung der Schöpfung durch den Menschen darin ausgemacht, dass ein „technokratisches Paradigma“ vorherrsche. Dieses Paradigma besteht in einer Weise der Weltanschauung, die davon bestimmt ist, dass der Mensch sich gegenüber allen Mitgeschöpfen als Herrscher aufspielt. Eine „anthropologische Maßlosigkeit“ sei zum System geworden, bei dem es allein um die „Befriedigung der eigenen Pläne und der eigenen unmittelbaren Bedürfnisse“ des Menschen gehe. Dieses „technokratische Paradigma“ ist so allgegenwärtig, dass es nicht nur die Natur, sondern nun sogar auch den Menschen und sein Denken selbst beherrscht. Der Mensch sieht sich im Verhältnis zur Natur in einer Subjekt-Objekt-Beziehung. Und genau dies – so der Papst – führt zu der „irrigen Annahme“ und Idee eines unendlichen und grenzenlosen Wachstums, das die Ökonomen, Finanzexperten und Technologen so sehr begeisterte. Dieses Wachstum setzt aber einen Irrtum voraus: den Irrtum, dass in einer begrenzten Welt die Ressourcen und Güter unbegrenzt seien.

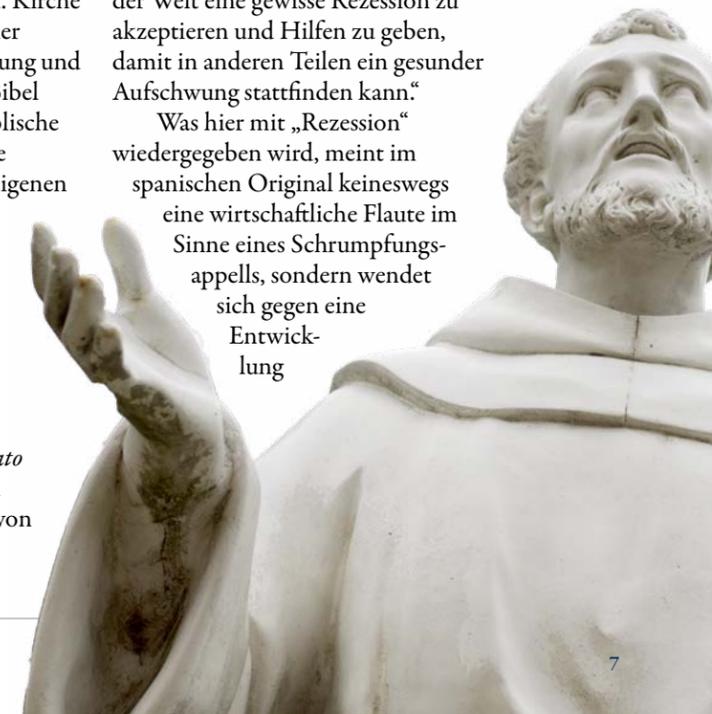
Die Idee des grenzenlosen Wachstums hat nach dem Papst dazu geführt, die Erde in eine „unermessliche Mülldeponie zu verwandeln“. Das ist ein Ausdruck eines falschen Wachstums, das zu einer falschen Entwicklung geführt hat. „Darum ist die Stunde gekommen, in einigen Teilen der Welt eine gewisse Rezession zu akzeptieren und Hilfen zu geben, damit in anderen Teilen ein gesunder Aufschwung stattfinden kann.“

Was hier mit „Rezession“ wiedergegeben wird, meint im spanischen Original keineswegs eine wirtschaftliche Flaute im Sinne eines Schrumpfungsappells, sondern wendet sich gegen eine Entwicklung

Foto unten: Franziskus von Assisi, Pexels.com
Fotom: 230330 (Creative Commons License)



Dr. Franz Segbers ist emeritierter Professor für Sozialethik und Priester im Ehrenamt in der Gemeinde Frankfurt





der Wirtschaft, deren Wachstum dazu geführt hat, dass gegenwärtig ein Viertel der Weltbevölkerung vorwiegend des globalen Nordens drei Viertel der Ressourcen konsumiert und dabei drei Viertel des Abfalls und der Emissionen erzeugt.

Der reiche Norden ist falsch entwickelt und hat ein falsches Wachstum der Wirtschaft. Eine kleine, aber mächtige Minderheit der Weltbevölkerung, die über die technischen Mittel wie auch die wirtschaftliche und politische Macht verfügt, beansprucht einen verschwenderischen Lebens- und Konsumstil, der nicht für alle Bewohner dieser Erde möglich ist und deshalb nicht verallgemeinerungsfähig ist.

Kann aber etwas vertretbar und zu legitimieren sein, was nicht für alle gelten kann? Der Wiener Soziologe Ulrich Brand spricht deshalb von einer „imperialen Lebensweise“. Sie ist imperial, weil sie auf der Ausbeutung billiger Arbeitskraft und fremder Ressourcen im Süden beruht, um einen exzessiven Konsum aufrechterhalten zu können. Coca-Cola und die Moden von H&M gibt es in Berlin genauso wie in Manila. „Primark“ oder „Kik“ können deswegen so billig ihre Produkte wie Kleider anbieten, weil der wahre Preis anderswo bezahlt wird – von den Arbeiterinnen in Bangladesch, China oder auf den Philippinen. Imperial ist diese Lebensweise aber auch, weil sie nicht für alle gelten kann. Sie funktioniert nur, wenn nicht alle diese Lebensweise praktizieren. Von dieser Lebensweise, die vom „Norden“ geprägt und weltweit propagiert wird, sagt der Papst: Längst ist „die Kapazität des Planeten derart überschritten, dass der gegenwärtige Lebensstil, da er unhaltbar ist, nur in Katastrophen enden kann, wie es bereits periodisch in verschiedenen Regionen geschieht“.

Diesem vorherrschenden technokratischen Paradigma hält der Papst eine jahrtausendealte reiche Weisheitstradition der Bibel und der Religionen entgegen. Ausdrücklich bezieht er sich auf den armen Heiligen aus Assisi, der in seinem wunderbaren Sonnengesang „Laudato si“ die Schöpfung besingt. Dieser Franziskus von Assisi (1181 bis 1226) besingt mit

einem „Gelobt seist du“ seine Verbundenheit mit der Schwester Mond, dem Bruder Wind, der Schwester Wasser und der „Mutter Erde, die uns erhält und lenkt und vielfältige Früchte hervorbringt und bunte Blumen und Kräuter“. „Wenn wir uns ... allem, was existiert, innerlich verbunden fühlen, werden Genügsamkeit und Fürsorge von selbst aufkommen.“ Dieses spirituelle Profil prägt den Geist der Enzyklika. Die Schöpfung Gottes, deren Teil und eben nicht Herrscher und Ausbeuter der Mensch ist, ist das gemeinsame Haus, das nach Papst Franziskus wie eine Schwester ist, „mit der wir das Leben teilen, und wie eine schöne Mutter, die uns in ihre Arme schließt“. Mit diesem Bild wird eine gleichsam familiäre Verantwortungsgemeinschaft aller Geschöpfe begründet.

Wie fremd diese Weisheit und Inspirationskraft sind, zeigt ein Kommentar in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zur Enzyklika. Sie vermag darin nur die etwas wirre Rede eines radikalen Aussteigers der Vormoderne zu erkennen. „Somit werden hier vorindustrielle Zeiten verklärt, als sich ‚der Mensch und die Dinge‘ noch

‚freundschaftlich die Hand‘ gereicht haben. Die Rückkehr dahin ist eine schreckliche Vorstellung.“ Nicht eine Rückkehr in „vorindustrielle Zeiten“ fordert die Enzyklika, wohl aber eine „mutige kulturelle Revolution“, weil das „gegenwärtige weltweite System ... unhaltbar ist“, denn es fügt dem gemeinsamen Haus der Schöpfung Schaden zu.

Das gemeinsame Haus

Wer aber diese Schöpfung nicht als ein Gegenüber zum Menschen sieht, sondern als ein Haus für alle Geschöpfe, geht keiner „schrecklichen Vorstellung“ nach. Umgekehrt: Es ist eine Sichtweise und Haltung, die an der der Zeit ist. Denn die Erde ist „ein gemeinsames Erbe...“, dessen Früchte allen zugutekommen müssen. ... Folglich muss der gesamte ökologische Ansatz eine soziale Perspektive einbeziehen, welche die Grundrechte derer berücksichtigt, die am meisten übergangen werden.“ Eine ökologisch begründete Gleichheit, in religiöser Sprache „das gemeinsame Haus“, das den Planeten als Mutter Erde und wirklich alle, die diesen Planeten bewohnen, als Schwestern und Brüder



Bild: „Saint Francis of Assisi“ by Jusepe de Ribera, Wikimedia Commons



begreift, ist das Gegenmodell zur Beherrschung der Schöpfung.

Was in der Sprache der Weisheit mit dem gemeinsamen Haus der Schöpfung zur Sprache gebracht wird, ist ein ökologisches Menschenrecht, das einen Wegweiser für einen anderen, einen schonenderen Umgang mit den Mitgeschöpfen begründet. Es meint: Jeder Mensch hat das gleiche Recht auf einen gleichen Anteil an den Gütern dieses Planeten. Dann wäre nicht mehr zu legitimieren, dass sich Multimillionäre mit ihren Privatjets einen größeren Anteil an den Gütern der Erde aneignen als die alleinerziehende Harz-IV-Bezieherin. Kein Eigentumstitel, kein sozialer Status, auch nicht das Privileg, im Norden geboren zu sein, definiert die Rechte der Menschen, sondern die ökologische menschenrechtliche Gleichheit ist das Maß für die rechtlich zustehende Naturnutzung.

Es geht um mehr als Biogemüse oder Car-Sharing. Die Enzyklika „Laudato si“ will deshalb auch mehr. Sie fordert angesichts der globalen ökologischen Verwerfungen eine weltweit vereinbarte Politik der

öko-sozialen Transformation.

Verkürzt ist es deshalb, von einer Umweltenzyklika zu sprechen. Sie ist eine ökologisch-soziale Enzyklika. Sie hält an, „die Klage der Armen ebenso zu hören wie die Klage der Erde“. Traurig stellt der Papst fest: „Niemand haben wir unser gemeinsames Haus so schlecht behandelt und verletzt wie in den letzten beiden Jahrhunderten.“ Angesichts dieser Aggressivität gegenüber der Schöpfung, dem gemeinsamen Haus für alle, geht er mit den politischen Machthabern dieser Welt hart ins Gericht. Sie täuschen uns mit der Behauptung, „dass alles so weitergehen könne wie bisher“ – so warnt der Papst eindringlich. Er spricht von einem „selbstmörderisch zu bezeichnenden Verhalten“.

Als der US-Präsident Donald Trump zu einer Audienz beim Papst in Rom war, bekam er ein Exemplar der Enzyklika geschenkt. Doch das hat ihn nicht davon abgehalten, das Pariser Klimaschutzabkommen aufzukündigen und Naturschutzgebiete für die industrielle Nutzung freizugeben. Der Papst formuliert eine klare Orientierung für die Politik: „Die

Politik darf sich nicht der Wirtschaft unterwerfen, und diese darf sich nicht dem Diktat und dem effizienzorientierten Paradigma der Technokratie unterwerfen. Im Hinblick auf das Gemeinwohl besteht für uns heute die dringende Notwendigkeit, dass Politik und Wirtschaft sich im Dialog entscheiden in den Dienst des Lebens stellen, besonders in den des menschlichen Lebens.“

Für uns Alt-Katholiken ist es wichtig, diese Worte des Papstes zu hören. Hier spricht ein Papst mit einer prophetischen und weisheitlichen Kraft, die ihre Autorität nicht aus dem Amt gewinnt, sondern aus der Wahrheit und Klarheit. Zum ersten Mal wurde eine Enzyklika von einem griechisch-orthodoxen Bischof und Theologen, Zizioulas von Pergamon, vorgestellt. Ausführlich wird auch der „grüne“ Patriarch Bartholomäus aus Konstantinopel zitiert. Nun hat auch Rom ein Dokument vorgelegt, das in großartiger Weise mit den Einsichten übereinstimmt, die seit über dreißig Jahren in der Ökumene fest verankert sind. Seit Beginn der 80er Jahre wurde im *Konziliaren Prozess* die Verschränkung der sozialen mit der ökologischen Gerechtigkeit und der Friedensfrage thematisiert. Jetzt hat sich auch Rom in diese breite ökumenische Übereinstimmung aller anglikanischen, evangelischen und orthodoxen Kirchen in der Ökumene eingefunden.

Der Geist des Franziskus von Assisi durchzieht die ganze Enzyklika. Die Meldungen über die von Menschen gemachten Katastrophen, die Überschwemmungen und Umweltzerstörungen, die Überhitzung des Planeten – all dies ist keine angekündigte Tragödie, sondern eine Herausforderung, das gemeinsame Haus zu bestellen und füreinander bewohnbar zu machen. Die Kraft, die von dieser Enzyklika ausgeht, ist die Sicht des armen Heiligen aus Assisi vom gemeinsamen Haus der Schöpfung, das alle Geschöpfe bewohnen. Und es ist die unzerstörbare Hoffnung, mit welcher der Papst die Enzyklika abschließt: „Mögen unsere Kämpfe und Sorgen um diesen Planeten uns nicht die Freude und Hoffnung nehmen.“

Foto: „Pope Francis Korea Haemi Castle“, Wikimedia Commons



Meine engen Grenzen

VON GERHARD RUISCH



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

ICH REDE HIER NICHT VON KURZSICHTIGKEIT, Ängstlichkeit und Machtlosigkeit, die mir in dem gleichnamigen Lied in unserem Gesangbuch (Nr. 632) enge Grenzen setzen. „Wandle sie in Weite“, können wir da bitten. Ich rede von unseren natürlichen Grenzen, welche die Biologie einem jeden Menschen zieht. Bei sportlichen Ereignissen wie der Winterolympiade in Südkorea im Februar stoße ich immer wieder einmal darauf. Da ist dann regelmäßig die Rede von erstaunlichen Leistungen, die Sportlerinnen und Sportler trotz ihres beträchtlichen Alters vollbringen. Und wenn ich dann aufmerksam werde und darauf achte, wie alt sie denn wirklich sind, dann erfahre ich, dass sie ja schon über 30 sind. Welche Tattergreise!

Aber es stimmt natürlich, mit 30 haben wir Menschen für die meisten Sportarten den Höhepunkt der Leistungsfähigkeit überschritten. Dann gibt es ein Plateau, auf dem wir lange Zeit, meist mehrere Jahrzehnte, bleiben dürfen, auf dem unsere Sportlichkeit und Gesundheit kaum spür-

bar nachlassen. Aber von da an geht es bergab, beim einen früher, bei der anderen später: Die Krankheiten nehmen zu, die Kurzatmigkeit auch. Kürzlich habe ich von einem alten Herrn gelesen, der noch bis 102 jeden Tag seine Runden auf dem Rennrad drehen konnte. Jetzt, mit 106, kann er immerhin noch ein paar Minuten auf dem Hometrainer absolvieren. Das ist erstaunlich und höchst bewundernswert – aber abwärts geht es auch bei ihm. In unserer Jugendzeit wachsen unsere Kräfte und unsere Geschicklichkeit beständig, aber schon um die 20 ist der Höhepunkt erreicht.

Leider betrifft das etwas später auch unsere geistige Leistungsfähigkeit. Ab 45 lässt das Kurzzeitgedächtnis nach, meinen die Fachleute. Das heißt, auch wer das Glück hat, nicht dement zu werden, wird langsamer und vergesslicher, die Konzentrationsfähigkeit ist nicht mehr dieselbe. Ich kann das bestätigen: Jahrelang konnte ich völlig frei predigen, ohne Konzept in der Hand. Dann fing ich an, immer öfter den Faden zu verlieren, habe zunächst einen kleinen Stichwortzettel gebraucht und bin nun wieder bei ausformulierten Texten angelangt – Sie können mir

glauben, dass mich das ganz schön ärgert. Denn ein Stück Unmittelbarkeit des Kontakts ist damit verlorengegangen. Natürlich gibt es auch in diesem Bereich die Ausnahmen, Leute, die bis ins hohe Alter erstaunlich frisch bleiben und denen gar kein Nachlassen anzumerken ist. Aber sie selbst merken meist doch, dass es nicht mehr so geht wie in jungen Jahren.

Dieses Thema hat auch den Prediger umgetrieben, der sich in seinem Buch im Ersten Testament Kohelet nennt und der das Nachlassen der Kräfte in bewundernswerten poetischen Worten beschreibt:

Freu dich, junger Mann, in deiner Jugend, sei heiteren Herzens in deinen frühen Jahren! ... Halte deinen Sinn von Ärger frei und schütz deinen Leib vor Krankheit; denn die Jugend und das dunkle Haar sind Windhauch! Denk an deinen Schöpfer in deinen frühen Jahren, ehe die Tage der Krankheit kommen und die Jahre

dich erreichen, von denen du sagen wirst: Ich mag sie nicht!, ehe Sonne und Licht und Mond und Sterne erlöschen und auch nach dem Regen wieder Wolken aufziehen: am Tag, da die Wächter des Hauses zittern, die starken Männer sich krümmen, die Mülle-rinnen ihre Arbeit einstellen, weil sie zu wenige sind, es dunkel wird bei den Frauen, die aus den Fenstern blicken, und das Tor zur Straße verschlossen wird; wenn das Geräusch der Mühle verstummt, steht man auf beim Zwitschern der Vögel, doch alle Töchter des Liedes ducken sich; selbst vor der Anhöhe fürchtet man sich und vor den Schrecken am Weg; der Mandelbaum blüht, die Heuschrecke schleppt sich dahin, die Frucht der Kaper platzt, doch ein Mensch geht zu seinem ewigen Haus und die Klagenden ziehen durch die Straßen – ja, ehe die silberne Schnur zerreißt, die goldene Schale bricht, der Krug an der Quelle zerschmettert wird, das Rad zerbrochen in die Grube fällt, der Staub auf die Erde zurückfällt als das, was er war, und der Atem zu Gott zurückkehrt, der ihn gegeben hat.

Alles nur Windhauch?

Sind das nicht deprimierende Aussichten? Im persönlichen Leben gibt es Wachstum bis wir 20 sind, von da an geht es nur noch bergab und am Ende kommen die Plagen des Alters, die Kohelet beschreibt: Die Wächter (die Arme) zittern, die starken Männer (die Beine) werden krumm, die Müllerinnen (die Zähne) sind zu wenige, um etwas zu bewirken, bei den Frauen am Fenster (den Augen) wird es dunkel, das Hören funktioniert auch nicht mehr richtig und am Ende zerreißt der Lebensfaden, die silberne Schnur.

Ja, es ist so, der Radius wird kleiner. Unternehmen junge Erwachsene noch Weltreisen, so fahren Familien ans Meer, Senioren schaffen es noch bis in den Harz oder den Schwarzwald und wenige Jahre später noch mit dem Rollator bis zum Supermarkt und schließlich gerade noch alleine bis ins Bad – und manche nicht einmal mehr das, eine schreckliche Vorstellung für die meisten Menschen. Auch der Freundeskreis wird kleiner, die Partnerin, der Partner stirbt vielleicht, ebenso viele aus der Familie.

Aber ist es nicht höchst erstaunlich, dass angesichts dieser Tatsachen und Aussichten bei Befragungen keine Altersstufe so viel Lebenszufriedenheit äußert wie die Betagten? Mehr als die Jugendlichen, mehr als Familienmütter und -väter, mehr als alle, die im Berufsleben stehen. Zumindest, wenn nicht schwere Krankheit, Schmerzen

und Siechtum die Lebensqualität beeinträchtigen. Das hängt wohl damit zusammen, dass ältere Menschen nicht mehr unter einem solchen Druck stehen wie jüngere, nicht mehr so vielen Ungewissheiten ausgesetzt sind und eben schon vieles erreicht haben, auf das sie zurückblicken können.

Es hängt auch damit zusammen, dass zwar das Wachstum mit 20 beendet ist, aber nicht jedes Wachstum. Neue Studien zeigen, dass die Fähigkeit zu lernen nie aufhört (wenn sie nicht durch eine Demenzerkrankung zerstört wird). Durch das Nachlassen des Kurzzeitgedächtnisses wird es langsamer gehen als in jungen Jahren, aber die Präsenz so vieler Seniorinnen und Senioren in VHS-Kursen und an den Universitäten zeigt, dass Neues in jedem Lebensalter aufgenommen werden kann.

Was auch stetig weiterwächst, ist die Erfahrung. Lebenserfahrung kann nicht durch eine noch so schnelle Auffassungsgabe und nicht durch noch so eifriges Studieren erworben werden, sondern nur durch ein langes Leben. „Das Erlebte weiß jeder zu schätzen, am meisten der Denkende und Nachsinnende im Alter; er fühlt mit Zuversicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann“, meint Johann Wolfgang von Goethe (Maximen

und Reflexionen. Aphorismen und Aufzeichnungen.) Bei manchen alt Gewordenen, leider nicht bei allen, führt sie sogar zur Lebensweisheit, die dann auch Jüngeren zugute kommen kann. Einräumen muss ich, dass manche es nur zu Altersstarrsinn bringen.

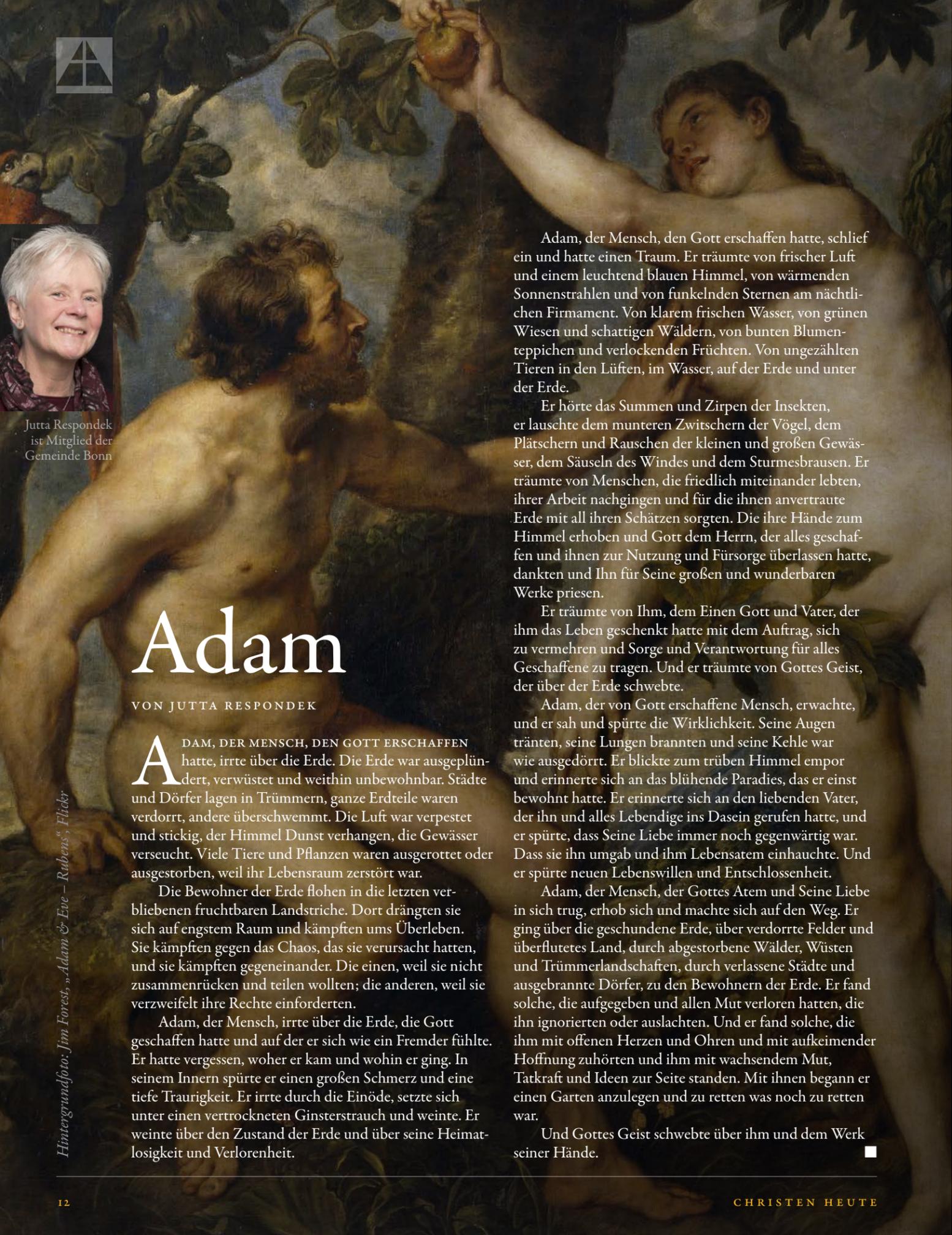
Unsere Wirtschaft war lange einem Jugendwahn erlegen. Eine möglichst junge, dynamische Belegschaft zu haben, galt als Erfolgsrezept. Der derzeitige Arbeitskräftemangel führt dazu, dass notgedrungen auch ältere Menschen tätig sind – und es zeigt sich, dass gut altersmäßig durchmischte Belegschaften am leistungsfähigsten sind; wer hätte das gedacht? Eigentlich ist es logisch, denn dann ergänzen sich die Schnelligkeit der Jungen und die Erfahrung der Älteren. Und so verschieden sind sie nach Goethe dann auch wieder nicht: „Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden, Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband“, heißt es in „Schweizeralpe“.

Jugendwahn

So gibt es eigentlich weder einen Grund, vor dem Altern in Panik zu geraten, noch die Jugend mit Gewalt festhalten zu wollen. Selbstoptimierung durch Schönheits-

chirurgie, Hungerkuren und zwanghaften Sport ist zum Scheitern verurteilt (anders als Körperpflege und gesundheitserhaltender Sport), weil sie an unseren persönlichen Grenzen scheitert und weil der Alterungsprozess unaufhaltsam ist. Im schlimmsten Fall machen wir uns lächerlich und verpassen durch das Starren auf die verlorene Jugend die Chancen der Gegenwart. Auch das wusste der Dichter schon: „Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisieren will, betrügt sich immer, denn jedes Jahrzehnt des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Aussichten.“ (Goethe, Wahlverwandtschaften, 2. Teil, Kapitel 12).

So endet das biologische Wachstum des Menschen früh und die unaufhaltsame Alterung setzt uns Grenzen – und doch gibt es Wachstum, Entwicklung und Glück bis zu unserem Lebensende, von dem wir als Christen glauben, dass es der Anfang von noch Größerem ist. Ich möchte enden mit einem letzten Zitat von Goethe, aus Maximen und Reflexionen; Aphorismen und Aufzeichnungen: „Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.“ ■



Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn

Adam

VON JUTTA RESPONDEK

ADAM, DER MENSCH, DEN GOTT ERSCHAFFEN hatte, irrte über die Erde. Die Erde war ausgeplündert, verwüstet und weithin unbewohnbar. Städte und Dörfer lagen in Trümmern, ganze Erdteile waren verdorrt, andere überschwemmt. Die Luft war verpestet und stickig, der Himmel Dunst verhangen, die Gewässer verseucht. Viele Tiere und Pflanzen waren ausgerottet oder ausgestorben, weil ihr Lebensraum zerstört war.

Die Bewohner der Erde flohen in die letzten verbliebenen fruchtbaren Landstriche. Dort drängten sie sich auf engstem Raum und kämpften ums Überleben. Sie kämpften gegen das Chaos, das sie verursacht hatten, und sie kämpften gegeneinander. Die einen, weil sie nicht zusammenrücken und teilen wollten; die anderen, weil sie verzweifelt ihre Rechte einforderten.

Adam, der Mensch, irrte über die Erde, die Gott geschaffen hatte und auf der er sich wie ein Fremder fühlte. Er hatte vergessen, woher er kam und wohin er ging. In seinem Innern spürte er einen großen Schmerz und eine tiefe Traurigkeit. Er irrte durch die Einöde, setzte sich unter einen vertrockneten Ginsterstrauch und weinte. Er weinte über den Zustand der Erde und über seine Heimatlosigkeit und Verlorenheit.

Adam, der Mensch, den Gott erschaffen hatte, schlief ein und hatte einen Traum. Er träumte von frischer Luft und einem leuchtend blauen Himmel, von wärmenden Sonnenstrahlen und von funkelnden Sternen am nächtlichen Firmament. Von klarem frischen Wasser, von grünen Wiesen und schattigen Wäldern, von bunten Blumenreppichen und verlockenden Früchten. Von ungezählten Tieren in den Lüften, im Wasser, auf der Erde und unter der Erde.

Er hörte das Summen und Zirpen der Insekten, er lauschte dem munteren Zwitschern der Vögel, dem Plätschern und Rauschen der kleinen und großen Gewässer, dem Säuseln des Windes und dem Sturmesbrausen. Er träumte von Menschen, die friedlich miteinander lebten, ihrer Arbeit nachgingen und für die ihnen anvertraute Erde mit all ihren Schätzen sorgten. Die ihre Hände zum Himmel erhoben und Gott dem Herrn, der alles geschaffen und ihnen zur Nutzung und Fürsorge überlassen hatte, dankten und Ihn für Seine großen und wunderbaren Werke priesen.

Er träumte von Ihm, dem Einen Gott und Vater, der ihm das Leben geschenkt hatte mit dem Auftrag, sich zu vermehren und Sorge und Verantwortung für alles Geschaffene zu tragen. Und er träumte von Gottes Geist, der über der Erde schwebte.

Adam, der von Gott erschaffene Mensch, erwachte, und er sah und spürte die Wirklichkeit. Seine Augen trännten, seine Lungen brannten und seine Kehle war wie ausgedörrt. Er blickte zum trüben Himmel empor und erinnerte sich an das blühende Paradies, das er einst bewohnt hatte. Er erinnerte sich an den liebenden Vater, der ihn und alles Lebendige ins Dasein gerufen hatte, und er spürte, dass Seine Liebe immer noch gegenwärtig war. Dass sie ihn umgab und ihm Lebensatem einhauchte. Und er spürte neuen Lebenswillen und Entschlossenheit.

Adam, der Mensch, der Gottes Atem und Seine Liebe in sich trug, erhob sich und machte sich auf den Weg. Er ging über die geschundene Erde, über verdorrte Felder und überflutetes Land, durch abgestorbene Wälder, Wüsten und Trümmerlandschaften, durch verlassene Städte und ausgebrannte Dörfer, zu den Bewohnern der Erde. Er fand solche, die aufgegeben und allen Mut verloren hatten, die ihn ignorierten oder auslachten. Und er fand solche, die ihm mit offenen Herzen und Ohren und mit aufkeimender Hoffnung zuhörten und ihm mit wachsendem Mut, Tatkraft und Ideen zur Seite standen. Mit ihnen begann er einen Garten anzulegen und zu retten was noch zu retten war.

Und Gottes Geist schwebte über ihm und dem Werk seiner Hände. ■



Kabarett und Gott

Zum 100. Geburtstag von Isa Vermehren
VON FRANCINE SCHWERTFEGER

DAS MACHT IHR SO SCHNELL KEINE MEHR NACH in einer Zeit, da es an Ordensnachwuchs mangelt! Isa Vermehren, ihrerzeit erfolgreiche Kabarettistin, Musikerin und Schauspielerin, wirft alles hin und geht ins Kloster. War es Enttäuschung oder Weltverachtung, was die 2009 mit 91 Jahren Verstorbene dazu bewogen hat? Nein. Die Ordensfrau, derer hier zu ihrem 100. Geburtstag (zum 21. April) gedacht werden soll, hat es in einem Spiegel-Interview erklärt: „Im Kabarett habe ich nie meine Bestimmung gesehen. Ich suchte schon damals nach einer Sinnmitte, etwas, wofür man leben und sterben kann.“ (Der Spiegel, 4/2004.)

Isa Vermehren wurde in Lübeck als zweites Kind zwischen zwei Brüdern geboren. Dass sie nicht auf den Kopf gefallen war, zeigte sich schon mit Fünfzehn, als sie 1933 aus Solidarität mit einer jüdischen Mitschülerin den „deutschen Gruß“ vor der Hakenkreuzfahne verweigerte und daher der Schule verwiesen wurde.

Sie zog mit ihrer Mutter (die Eltern waren geschieden worden) ins „freiere“ Berlin und nahm dort Gesangs- und Schauspielunterricht. 1934 wurde sie für zwei Jahre Mitglied des Kabarettensembles „Katakombe“ von Werner Fincke, wo sie bis zur Schließung durch die Nazis 1935 mit ihrem Schifferklavier „Agathe“ in Liedern Nazigrößen karikierte („Eine Seefahrt, die ist lustig“). Auch hielt sie sich mit Schauspielengagements über Wasser, ihr erster Film war 1934 „Musik im Blut“, ihr letzter 1947 „In jenen Tagen“. Aber die Zeit dazwischen war turbulent und auch alles andere als leicht, wie wir noch sehen werden.

Auf dem Abendgymnasium holte sie zwischendurch ihre verlorenen Schuljahre nach, fand 1938 – zum Unglück ihrer eher der Bohème zugeneigten Mutter – zur Katholischen Kirche, Pfarrei St. Johannis in Bremen. Die Neuorientierung war durch ihre Schwägerin zustande gekommen. Taufe und Firmung folgten 1939, ebenso Abitur in Berlin. Es kam auch zu einer ersten Begegnung mit der Gesellschaft der Ordensfrauen vom Hl. Herzen Jesu (Orden *Sacré Cœur*, RSCJ, Bonn). Zunächst aber musste sie gelegentlich auf Einberufungsbefehl Wehrmachtssoldaten musikalisch betreuen.

Dann kam eine Unglückszeit: Isas Bruder, der Diplomat Erich Vermehren, lief zu den Briten über und die ganze Familie wurde von 1944–45 in Sippenhaft genommen. Isa kam in die Konzentrationslager Ravensbrück, Buchenwald

und Dachau. Über diese Erlebnisse schrieb sie ein Buch („Der letzte Akt“) und sagte dem Spiegel, 85-jährig, über jene Jahre, dass sie eine Glaubensbereicherung gewesen seien. Sie habe nie so viel gebetet wie damals, was ihr viel Kraft gegeben habe. In einem Auszug aus einer ordensinternen Umfrage unter älteren Ordensfrauen des *Sacré Cœur* erwähnte sie die Erfahrungen in der Kriegs- und KZ-Zeit als eine der prägendsten für ihr Leben.

Zwischen 1948 und ’51 bereitete sie sich mit dem Studium und 1. Staatsexamen in Deutsch und Englisch in Bonn auf ihre Aufnahme in den Orden *Sacré Cœur* vor, die 1951 erfolgte. Sie war bis zu ihrer Pensionierung Lehrerin und später Schulleiterin am St.-Adelheid-Gymnasium in Bonn, auch war sie im Tochterkloster der Gemeinschaft, dem „Sophie-Barat-Haus“ Hamburg, Mitglied und Oberin. Isa Vermehren starb am 15. Juli 2009 in Bonn. Ihr absolviertes „Fernkurs Theologie“ in Würzburg hat ihr gewiss geholfen, sich immer wieder in die Öffentlichkeit einzubringen, sowohl in Vorträgen als auch im „Wort zum Sonntag“ der ARD, wo sie ab 1983 bis ’95 als erste Frau wirkte.

Daneben schrieb sie außer ihren Tagebüchern zahlreiche philosophisch-theologische Abhandlungen, so etwa zu den Themen „Ordensleben auf dem Prüfstand“ (1985), „Denken oder Beten“ (’86), „Widerstand im Dritten Reich – Widerstand heute“ (’88), „Herz-Jesu-Verehrung in der Krise der Gegenwart“ und Anderes. Sie wollte Gott als den Seinsgrund zurück ins Leben der Menschen holen und helfen, an ihn zu erinnern. Mit ihrer Co-Autorinnenschaft in der Reihe „Blickpunkt Frau“ wollte sie gerade auch Frauen ethische Hilfestellung geben: „Die Frau als Venus“ (Untertitel „Schönheit als Verheißung und Wahrheit, Frage nach der Identität“), „Die Frau als Eva“, „Die Frau als Ware“, „Die Frau als Braut und Ehefrau“, „Die alte Frau“ (Untertitel „Was ist Würde?“) und „Die Frau als Mutter“.

In „Die alte Frau“ bezeichnet sie das Herz der christlichen Offenbarung als erste und letzte Quelle für die im Grundgesetz festgeschriebene Würde. Mit ihren Betrachtungen wollte sie helfen, den Blick über sich hinaus zu weiten. „Die große äußere und vor allem innere Armut, die mit dem Altwerden verbunden ist, kann und soll vielleicht von uns ertragen werden als Gegengewicht gegen das unverantwortliche Besitzstreben, mit dem sich unsere Wohlstandsgesellschaft schuldig macht gegenüber den Hungernden und Armen dieser Welt...“ (A. a. O.). Die Annahme des Todes sei immer schon der letzte Akt geschöpflicher Gottesverehrung gewesen.

Isa Vermehren hat auch in ihren Werken und Themen den Kreis ihres Lebens geschlossen. In der Ordensumfrage gefragt nach den schönsten Jahren, antwortete sie „Alle!“, und im Alter war es ihre größte Freude, „mich für die Weitergabe des Glaubens einzusetzen“.

Sie wurde geehrt mit dem Bundesverdienstkreuz, dem Predigtpreis des Verlags für die Deutsche Wirtschaft und mit dem Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen. Ziehharmonika „Agathe“ übrigens landete noch vier Jahre vor St. Isas Tod im Haus der Geschichte in Bonn, wo sie in Ehren gehalten wird. Die Reihen „Blickpunkt Frau“ und „Wort zum Sonntag“ sind im Internet noch auffindbar, z. B. auf der offiziellen Website der Gesellschaft des Ordens vom Hl. Herzen Jesu unter www.isa-vermehren.de. ■



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover



Aufstand für das Leben

Die Auferstehung feministisch gedeutet

VON BRIGITTE GLAAB

„UND DIE FRAUEN GINGEN HINAUS UND flohen von dem Grab, denn sie waren außer sich vor Zittern und Ekstase. Und sie sagten niemandem etwas, denn sie fürchteten sich“ (Mk 16,8). So lese ich in der *Bibel in gerechter Sprache* von der Wirkung dessen, was die Frauen am leeren Grab erleben. Eine Lichtgestalt sagt ihnen, Jesus lebe und gehe ihnen voraus nach Galiläa. Ein Wechselbad der Gefühle, wie man es sich heftiger kaum vorstellen kann. Von der tiefen Trauer über den Tod des geliebten Menschen, der so viel Hoffnung gegeben hatte, zu einem Fühlen im Herzen, dass er lebt; man weiß nicht so recht wie, aber das Wie ist auch gar nicht wichtig.

In den sogenannten synoptischen Evangelien, bei Matthäus, Markus und Lukas, wird von den Frauen berichtet, die sowohl die Kreuzigung als auch die Grablegung beobachtet haben. Sie machen am Ostermorgen eine Erfahrung, die sie vor lauter innerem Aufruhr oder Berührt-Sein zunächst einmal verstummen lässt und die ihnen laut Lukasevangelium nicht geglaubt wird. In allen Evangelien sind Frauen die ersten Oster-Botinnen, Botinnen vom Sieg des Lebens über den Tod und der Freude über die Trauer. Dabei nimmt Maria von Magdala im Johannesevangelium eine ganz besondere Stellung ein. Sie wird später von Augustinus die „Apostelin der Apostel“ genannt.

Am Anfang gab es nur Erfahrungsberichte. Menschen schilderten mit Bildern und mit den Worten, die sie dafür finden konnten, ihre eigenen Empfindungen. Da kommt etwas innerlich in Bewegung, impulsive Freude und große Ergriffenheit erfüllen sie. Und da hinein kommt kurz vor der zitierten Markusstelle der Auftrag, es den anderen zu sagen: „Er geht euch voraus nach Galiläa“. Zurück an den Ort des Anfangs, zurück auch in ihren Alltag.

Der Totgeglaubte ist auf eine wunderbare Weise höchst lebendig und weist ihnen den Weg zurück ins Leben, von der Trauer zur Freude und vom Gebeugt-Sein zum Aufrichten. Auferstehen ereignet sich mitten im Alltag. Feministische Theologinnen legen großen Wert darauf, dass die Auferstehungshoffnung sich nicht nur auf das beschränkt, was mit uns nach unserem Tod geschieht. Sie weisen auf die zahlreichen Heilungsgeschichten hin, in denen Menschen wieder aufstehen können, weil sie Heilung an Leib und Seele erfahren. Ulrike Metternich bemerkt: „Wer, wie sie, von der Kraft der Auferstehung schon in diesem Leben etwas gespürt hat, der weiß, ahnt,

dass diese göttliche Kraft auch nach dem Tod wirksam bleibt.“

Für „Aufstehen“ und „Auf-er-stehen“ hat das griechische Neue Testament nur ein Wort. Mit einem „Alltagswort“ also wird uns von der Auferstehung Jesu berichtet. Die Botschaft ist: „Aufstehgeschichten sind Auferstehungsgeschichten“, und insofern gilt auch für uns Heutige, dass wir Erfahrungen der Auferstehung im Hier und Jetzt machen können, in unserem Galiläa.

Die traditionelle Auferstehungstheologie wird kritisch betrachtet, weil sie allzu oft dazu gedient hat, gerade die leidenden Menschen auf das Jenseits zu vertrösten. „Demgegenüber betonen feministische Theologinnen Auferstehung als nicht einfach zukünftige, sondern als gegenwärtige Erfahrung: als Auferstehung vor dem Tod“, so Doris Strahm. Es geht weniger um Glauben als Annahme und für wahr Halten eines Glaubenssatzes. Entscheidend ist es, diese Erfahrung zuzulassen, sich ergreifen zu lassen, zu spüren, wie die Lebendigkeit des Auferweckten auch mich in Inneren ergreift und lebendig werden lässt.

Gleichzeitig wird betont: Wir können Auferstehung nur dann glaubhaft verkünden, wenn wir bereit sind, uns heute am „Aufstand für das Leben“ zu beteiligen. Die Botschaft vom Leben gibt uns die Kraft und den Mut, uns für die Menschen einzusetzen, die in unserer Welt keine Chance haben aufzustehen. Gerade Frauen betrifft das immer noch in großer Zahl. Mit ihnen können wir die schweren Lebenswege und die Trauerwege gehen, sie sollen wir an Orte begleiten, an denen sie spüren, dass Leben neu möglich ist.

Wir brauchen weniger Bekenntnisformeln und theologische Erklärungen und mehr tiefes Berührt-Sein von der Ahnung der Frauen am Ostermorgen. Ich fühle mich getragen von der Hoffnung, dass mein Leben nicht mit dem Tod endet, dass es ein wie auch immer geartetes anderes Leben gibt. Gleichzeitig bin ich bestärkt durch Auferstehungserfahrungen im Hier und Jetzt: Wo es weiterging, obwohl alles ausweglos schien. Wo der Stein schon weggerollt war, über den ich mir so große Sorgen gemacht hatte. Wo ich miterleben darf, dass Menschen neue Hoffnung schöpfen und Kraft aus der tiefen Gewissheit, dass Jesus mitgeht wie bei den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus. Wo Menschen sich dafür einsetzen, dass anderen ein „Leben vor dem Tod“ ermöglicht wird. Wo ich berührt bin, wenn ich mich wie Maria aus Magdala beim Namen gerufen fühle und mir blitzartig „einfällt“, das ist Jesus! Wenn wir genau hinschauen, dann können wir an jedem Tag etwas entdecken, das uns Grund gibt, heute ein Fest der Auferstehung zu feiern. ■



Brigitte Glaab ist Priesterin im Ehrenamt in der Gemeinde Aschaffenburg



Er lebt!

VON JUTTA RESPONDEK

„DIE FRAUEN KAMEN IN DER MORGENFRÜHE. Schon von weitem sah ich sie in der Dämmerung mit ihren wohlriechenden Salben und Ölen nahen. Ich wusste, dass sie um diese Zeit kommen würden, um den Verstorbenen in aller Stille zu salben und ihm die letzte Ehre zu erweisen. Und ich wusste, worüber sie miteinander redeten und sich den Kopf zerbrachen. Wer sollte ihnen den schweren Stein wegwälzen, der die Grabhöhle verschloss?“

Ich wartete, bis sie herangekommen waren und sah, wie sie erschranken und sich misstrauisch umschaute, als sie entgegen aller Erwartung vor dem offenen Grab standen. Zögernd kamen sie herein und erschranken noch mehr, als sie mich neben der leeren Grabstelle erblickten. In ihren Gesichtern standen Furcht und Fassungslosigkeit sowie grenzenloser Schmerz. Was sie sahen, war verstörend und beängstigend, und es machte ihr Vorhaben zunichte. Zu der Trauer, die sie um ihren toten Meister und Freund litten, kam die bittere Erkenntnis, dass sie ihm nun offenbar nicht einmal mehr ihren letzten Liebesdienst erweisen konnten.

Bevor sie auf dem Absatz kehrten machten, um in die Trostlosigkeit des noch nicht angebrochenen Tages zurückzukehren, sprach ich sie an. Mit beruhigender Stimme redete ich zu ihnen.

„Erschreckt nicht“, sagte ich. „Ich weiß, wie ihr euch fühlt und wozu ihr gekommen seid. Ihr sucht Jesus, den Gekreuzigten, euren Rabbi und Freund, den man vor drei

Tagen hier beigesetzt hat. Er ist nicht hier, wie ihr seht. Er ist auferstanden. Da ist die Stelle, wo er lag.“ Ich zeigte neben mich.

Die Augen der drei Frauen waren vor Entsetzen geweitet. Sie starrten mich an wie ein Gespenst. Ich war mir nicht sicher, ob sie mich verstanden hatten und meine Botschaft bei ihnen angekommen war.

Ich blickte sie aufmunternd an und fuhr fort: „Ihr seid die ersten, die es erfahren. Jesus von Nazareth, den ihr habt leiden und sterben sehen, ist nicht tot. Er lebt. Er ist unterwegs nach Galiläa, wo ihr ihn treffen werdet, so wie er es gesagt hat. Das sollt ihr Petrus und seinen Jüngern ausrichten. Macht euch also auf den Weg und berichtet ihnen, was ihr gehört und gesehen habt!“

Einige Augenblicke verharrten die drei zitternd und bebend am Eingang der Grabhöhle und wagten kaum, einander anzusehen. Eine jede von ihnen dachte wohl, sie habe den Verstand verloren. Ich konnte es ihnen nicht verdenken. Was ich ihnen gesagt hatte, stürzte sie in tiefste Verwirrung. Es überstieg ihre Vorstellungskraft und jegliches Fassungsvermögen. Selbst ich hatte noch niemals eine solche Botschaft verkündet. Das mit Jesus von Nazareth war etwas absolut Neues, noch nie Dagewesenes.

Deshalb wunderte ich mich nicht, als die Frauen voller Furcht und Entsetzen die Flucht ergriffen. Ich hielt sie nicht auf. Ich wusste, sie würden sich erst mal von ihrem Schrecken erholen müssen, bevor sie bereit und in der Lage wären, von ihrem Erlebnis zu berichten. Aber sie würden reden, da war ich mir sicher. Eine solche Nachricht konnte man nicht für sich behalten. Sie waren die ersten Zeuginnen dieser ungeheuerlichen Botschaft. Wenn die Zeit gekommen war, würden sie reden. Und die Kunde, dass Er, der gekreuzigte Jesus von Nazareth, lebt, würde sich verbreiten bis an die Enden der Erde. ■

Nach Markus 16, 1-8

Hintergrund: Ico, „Resurrection“, Flickr



Menschen auf dem Weg

Hintergrundbild: pixnio.com

Es wird Zeit, dass die Angst vergeht
die Angst vor Veränderungen
die Angst Gewohntes aufgeben zu müssen
die Angst vor Einschränkung und Verzicht
die Angst vor Endlichkeit und Begrenztheit

Es wird Zeit zur Einsicht
dass die Erde nicht unser Eigentum ist
dass wir als Gäste auf ihr leben
dass ihre Schätze nicht unerschöpflich sind
dass ihre Gaben uns nur geliehen sind

Es wird Zeit umzukehren
aus Konsum- und Machbarkeitswahn
aus dem Irrsinn endlosen Wachstums
aus Egoismus und Bequemlichkeit
aus Verdrängung und Ignoranz

Es wird Zeit zu handeln
aus begangenen Fehlern zu lernen
aufzubauen, was zerstört ist
zu bekämpfen, was zerstört ist
zu hüten, zu hegen und zu bewahren
was uns anvertraut ist

VON JUTTA RESPONDEK



Hamburg-Altona

Dona nobis pacem – Ökumenisches Friedensgebet

AM FREITAG, DEM 13. APRIL, WERDEN DIE EVANGELISCH-LUTHERISCHE Kirchengemeinde St. Trinitatis, die römisch-katholische Pfarrgemeinde St. Josef sowie die alt-katholische Pfarrgemeinde Hamburg gemeinsam einmal im Monat zu einem Ökumenischen

Friedensgebet einladen. Es soll an jedem zweiten Freitag im Monat um 19 Uhr in der Kirche St. Trinitatis stattfinden.

Den drei Initiatoren dieses ökumenischen Friedensgebets, Pfarrer **Karl Schultz**, Pastor **Torsten Morche** und Pfarrvikar **Walter Jungbauer**, ist es angesichts der vielen Konflikte und Auseinandersetzungen in dieser Welt ein wichtiges Anliegen, gemeinsam mit den Mitgliedern der Gemeinden und allen Menschen guten Willens um Frieden zu beten. Da der Friede immer im Kleinen beginnt, ist die ökumenische Zusammenarbeit über die konfessionellen Grenzen hinaus dabei ein programmatisches Zeichen der Notwendigkeit von Versöhnung und Verständigung, die bei jeder und jedem Einzelnen anfängt. ■



Bischof Ring würdigt Kardinal Lehmann

ALS ÖKUMENIKER, ALS STIMME DER KIRCHE IN der Gesellschaft und als Freund des alt-katholischen Bistums würdigte Bischof Matthias Ring den verstorbenen früheren Bischof, Kardinal Karl Lehmann. „Kardinal Lehmann war ein freundschaftliches Verhältnis zwischen unseren Kirchen stets wichtig“, so Bischof Ring in einer ersten Stellungnahme. „So sind wir mit großer Selbstverständlichkeit seit Jahren mit unserer Synode zu Gast im Bildungshaus der Diözese Mainz, dem Erbacher Hof.“

Lehmann habe mit großem Interesse den römisch-katholisch/alt-katholischen Dialog auf Weltebene verfolgt und sich bestens informiert über dessen Ergebnisse gezeigt. Mit Lehmann verliere die Kirche in Deutschland einen Intellektuellen von Format, dessen Stimme in der Gesellschaft Gewicht hatte. Im Rückblick auf seinen Antrittsbesuch bei Kardinal Lehmann schreibt Bischof Ring: „In Erinnerung wird mir vor allem aber auch der Mensch Karl Lehmann bleiben, der mit einem mitreißenden Humor gesegnet war und auch damit Brücken zwischen Menschen schlagen konnte.“ ■

Libanon

Dialog mit der armenischen Kirche

VOM 15. BIS 17. FEBRUAR TRAFEN SICH VERTRETER des Katholikats von Kilikien der armenischen Kirche und der Utrechter Union zu Gesprächen in Antelias im Libanon. Das Katholikats von Kilikien ist eine eigenständige Teilkirche der Armenischen Apostolischen Kirche.

Seine Heiligkeit **Aram I.**, der den Vorsitz führte, betonte in einer Ansprache die Notwendigkeit der ökumenischen Zusammenarbeit in gesellschaftlichen Anliegen. In einer ersten Phase der Gespräche ging es um ein gegenseitiges Kennenlernen sowie um einen Austausch über die gegenwärtige ökumenische Landschaft und ihre Herausforderungen. Von alt-katholischer Seite nahmen der Schweizer Bischof **Harald Rein**, Professor **Andreas Krebs** (Universität Bonn) und Professor **Peter-Ben Smit** (Universität Utrecht) an dem Treffen teil. Am Ende der Beratungen sprach Bischof Rein eine Einladung nach Bern aus. ■

Frieden geht – ohne Waffen

Staffellauf gegen Rüstungsexporte macht Station in Furtwangen, Freiburg und Karlsruhe

AM SONNTAG, DEN 29. APRIL, WIRD BEI DER Alt-Katholischen Gemeinde „Christi Auferstehung“ in Karlsruhe das Thema Frieden und Rüstung im Mittelpunkt des Gottesdienstes stehen. Mit der Kollekte will die Gemeinde die Aktion „Frieden geht – Staffellauf gegen Rüstungsexporte“ unterstützen, die am 23./24. Mai 2018 Station in Karlsruhe machen wird. Die Etappe am Freitag, 22. Mai, beginnt in Furtwangen und geht über Freiburg bis Lahr.

Anmeldungen zum Lauf sind ab sofort möglich unter www.frieden geht.de. Ob in kleinen Schritten oder Marathon-trainiert können Menschen jeden Alters laufend für Friedensarbeit auf die Straße gehen. Mit in Deutschland produzierten Waffen werden schwere Menschenrechtsverletzungen verübt, Millionen von Menschen weltweit getötet oder in die Flucht getrieben. ■

Neue IKZ erschienen

DAS HEFT NR. 1/2018 DER INTERNATIONALEN Kirchlichen Zeitschrift ist mit folgenden Beiträgen erschienen:

- Alexandra Pook, *Das Sakrament mit dem schlechten Image. Überlegungen zu einem Neuverständnis von Buße und Beichte in der Alt-Katholischen Kirche*
- Klaus Rohmann, *Versöhnung ohne Buße?*
- Elisabeth Joris, *Wegbereiterinnen und Wegbegleiterinnen Augustin Kellers*
- Näheres unter: www.ikz.unibe.ch

Gleichzeitig ist ein Beiheft zur IKZ erschienen, das die Dialogtexte mit der Kirche von Schweden in englischer und deutscher Fassung, Grußworte der Erzbischofin von Uppsala und des Erzbischofs von Utrecht, eine historische Einführung und mehrere Betrachtungen zu den gelebten Beziehungen enthält.

- Angela Berlis (ed.), *Utrecht and Uppsala on the Way to Communion. Report from the official dialogue between the Old Catholic Churches of the Union of Utrecht and the Church of Sweden (2013), with a revised translation „Utrecht und Uppsala auf dem Weg zu kirchlicher Gemeinschaft“ (2018)*, Beiheft zu *Internationale Kirchliche Zeitschrift*, 108. Bern (Stämpfli) 2018.

Abonnenten erhalten das Beiheft zusammen mit der regulären Ausgabe der IKZ, einzelne Exemplare des Beihefts können über das Ordinariat bezogen werden. ■

Augsburg

Kirche, Clownin und Karneval – alles seehr gut!

VON SUSANNE TÄUFER

WER RECHNET SCHON BEIM SONNTÄGLICHEN Kirchgang mit dem Erscheinen einer Clownin – noch dazu mit einer echten Clowndame namens Jenny? Zwar ahnte die alt-katholische Gemeinde in Augsburg, dass an diesem Faschingsonntag eine Überraschung auf sie wartete, aber die meisten Kirchenbesucher erwarteten wie in den Vorjahren eine auf mannernerisch vorgetragene Büttenrede der Pfarrerin als ihr traditionelles Wort zum Sonntag. Umso mehr überraschte sie dann das Kommende: Nämlich, als am Ende der Lesung die rot benaste Jenny mit einer prall gefüllten schwarzen Knautschlacttasche auftauchte und die eben gehörten Worte der Bibel in eine szenische Interpretation umsetzte, die alle Anwesenden beeindruckte und verzauberte.



„Da schuf Gott Adam, die Menschen, als göttliches Bild, als Bild Gottes wurden sie geschaffen, männlich und weiblich hat Gott sie geschaffen.“ Mit diesen letzten Worten der Lesung begann sie ihren Auftritt. Dann blickte sie freudestrahlend in die Runde und rief genüsslich „seehr gut!“.

Um der Gemeinde zu beweisen, dass jeder der Anwesenden ein gelungenes Werk Gottes sei, kramte sie zahlreiche kleine Spiegel aus ihrer Tasche, die sie den um sie herumsitzenden Menschen vor's Gesicht hielt – „sehr gut“, „sehr gut“ lobte sie dabei unentwegt. Dann wanderten die Spiegel durch die Reihen und jeder hatte die Gelegenheit, sich selbst darin zu begutachten – und das Ergebnis war wieder „sehr gut“!





Aber das war lange noch nicht alles. Mit Schwung setzte sich die Clownin nun auf den Buchtisch und machte sich auf die Suche nach dem Göttlichen in sich, indem sie ihre einzelnen Körperteile betastete, begutachtete und bestaute. Sie tat dies mit höchstem Genuss und lachte vor

Reise nach Israel mit „Bonn Catholic“

VON BEATE GOLBA

3, 5, ... 11, ... 18 – ALLE DA, WIR KÖNNEN LOS! ODA, unser arabischer und umsichtiger Busfahrer, durfte nicht losfahren, bevor Eli, unser israelischer und in sechs Sprachen parlender Reiseleiter durch den Bus marschiert war und die Insassen auf Volljährigkeit überprüft hatte. Die Insassen, das waren alt-katholisch(e) Interessierte und Mitglieder, die sich bei der täglichen Zählung in ihre Schulzeit zurückversetzt fühlten und von München bis Münster der Einladung des Pfarrers der Bonner Gemeinde St. Cyprian, Thomas Schüppen, gefolgt waren, sich unter seiner geistlichen und entspannt-humorvollen Begleitung auf das Wagnis „9 Tage Israel“ einzulassen.

Es begann mit der Umsetzung des Themas „Spuren im Sand“ im Rahmen eines zwanglosen, nächtlichen Spaziergangs am Strand von Tel Aviv (bei 25° im November!). Am folgenden Tag ging es mit dem Bus in die „Alte Welt“: Wir bestaunten die Ruinen der versunkenen und einst wohl prunkvollen Stadt Caesarea (Maritima), die (aufgrund einer erhaltenen Steininschrift) nachweislich von Pontius Pilatus als Statthalter verwaltet wurde und in der auch der Apostel Paulus gefangen gehalten wurde.

Freude immer wieder laut vor sich hin. Dann kam ihr noch eine weitere Idee: Jetzt zog sie sich auch noch die Schuhe und Strümpfe aus, um ihre Füße zu bestaunen – und bemalte doch tatsächlich ihre Füße mit grellen Fingerfarben! Stolz auf ihr künstlerisches Werk schritt sie dann den Kirchenraum ab, um so ihre Fußspuren zu hinterlassen. Während des Herumlaufens schielte sie bereits auf die Füße der ersten Reihe und mit einer beeindruckenden Charmeoffensive gelang es ihr im Nu, gleich mehrere „Opfer“ zu finden. Einige der Freiwilligen waren so kitschig, dass sie schallend lachten, während ihre Füße bemalt wurden, was wiederum alle anderen Kirchenbesucher auch ansteckte, herzlich mitzulachen. Anschließend wateten sie mithilfe einiger Helfer hin und her und hinterließen auch ihre Fußabdrücke.

Aber damit nicht genug – Jenny wollte schließlich saubere Füße zurücklassen, aber woher nur Wasser nehmen? Einige hatten es schon befürchtet und wirklich – kurz entschlossen tauchte sie den bereits gezückten Waschlappen ins Weihwasserbecken, um dann alle Füße wieder reinzuwaschen. Nach dieser Fußwaschung kam die krönende Massage mit Salbe der nun weitgehend farbfreien Füße. Entstanden war ein Bild auf dem Kirchenboden mit lauter farbigen Fußabdrücken, die wie der Anfang eines Weges anmuteten. Die Pfarrerin verriet uns am Ende des Gottesdienstes, dass wir nun in der kommenden Zeit – von Aschermittwoch bis Ostern – auf diesen Spuren wandeln könnten. Sichtlich beschwingt und gespannt auf das, was kommen würde, verließen wir die Kirche. ■

In weiteres Staunen versetzte uns die Stadt Akko, die mächtige, hohe unterirische Hallen barg, die zwecks repräsentativer Zwecke zu Zeiten der Kreuzritter erbaut wurden. Da die Sonne sich bereits um 17 Uhr verabschiedete, waren die arabischen Märkte und Basare schon weitgehend geschlossen und verlassen, aber etwas „orientalisches Flair“ nahmen wir doch mit und auch den Eindruck, dass die Wohnverhältnisse für die palästinensischen Einwohner nicht unbedingt so pittoresk sind, wie es auf den ersten Blick von außen erschien.

Untergebracht waren wir zunächst in einzelnen Hütten, die einen morbiden Charme versprühten, in einem zu einem Feriendorf umgestalteten Kibbuz in Nord-Galiläa nahe der syrischen Grenze; später dann in einem modernen Hotel in Jerusalem. Reserviert waren die Tische zu den opulenten (und koscheren) Frühstücks- und Abendbuffets jedes Mal für die „Bonn-Catholic“ Reisegruppe, wie den Reservierungsschildern zu entnehmen war. Das löste natürlich unter uns einige (nicht ernsthaft gemeinte) Diskussionen über die Frage aus, ob man hier möglicherweise einem alternativen Namen für die Alt-Katholische Kirche auf der Spur wäre. Die Stimmung in der Gruppe war getragen von einem fröhlichen und rücksichtsvollen Miteinander, in dem sich alle sofort wohlfühlten.

Ein unvergesslicher Höhepunkt für alle war sicher die wundervolle Gottesdienstfeier am See Genezareth bei der Brotvermehrungskirche in Tabgha, die von einer unglaublich ruhigen und friedlichen Stimmung bei spätnachmittäglichem Sonnenschein geprägt war.

Spirituelle Stimmung zu verspüren war dagegen in der schier Menschenmasse auf dem Weg durch die Via Dolorosa in Jerusalem ungleich schwieriger. Pilgergruppen aus aller Welt drängten sich zu den 14 Stationen des Kreuzweges zwischen arabischen Marktständen, Mopeds und Restaurants. Wir begnügten uns dann mit einem seitlichen Blick auf den vermeintlichen Grabstein Jesu in der Grabeskirche, wodurch wir uns die Wartezeit in drangvoller Enge von 1,5 Stunden auf 10 Minuten verkürzten. (Als letzte Pilgergruppe haben wir dagegen die 90 Minuten Wartezeit in entspannter Atmosphäre in der Geburtskirche in Bethlehem auf uns genommen, um einen 1,5 Sekunden langen Blick auf die als Geburtsort Jesu erkorene Stelle in der Geburtsgrube zu erhaschen.)

Eindrucksvoll auch der Besuch in der für ihre Akustik berühmten St.-Anna-Kirche an den ehemaligen Teichen von Bethesda (Jerusalem), in der die Pilger ihre Gesangskünste für alle hörbar zum Besten gaben.

Arabische Gastfreundschaft durften wir erfahren, als unser Busfahrer Oda uns mit herrlichen, von seiner Frau zubereiteten, Salaten und Pitabrotten auf dem Aussichtsbereich von Nazareth verköstigte – laut Eli auf dem Berg, von dem das aufgebrachte Volk Jesus hinabstürzen wollte (Lk 4,29). Dank des Organisationstalents von Eli konnten wir kurz vor Schließung über den Tempelberg an Felsendom und Al-Aksa-Moschee vorbeihuschen (Nicht stehen bleiben!), bevor wir dann, nach Geschlechtern getrennt, die Klagemauer besuchten.

Unter den Besuchen von historischen Ausgrabungsstätten wie Magdala (Heimatort von Maria Magdalena), Beit Shean (imposante römische Stadt) und Masada (von Herodes erbaute Felsenfestung) waren die Felsenhöhlen von Qumran, dem Fundort der ältesten biblischen Schriftrollen, sicher ein weiterer Höhepunkt. Eintauchen (zumindest mit der Fingerspitze) in den Jordan, Schweigen

Augsburg

„Stille Tage auf dem Sonnenhof..“

VON ANDREA SCHUSTER

HM, DACHTE ICH, DAS KLINGT IRGENDWIE verlockend. Stille kann ich dringend brauchen, und auch die Sonne ist etwas, was man bei uns in Augsburg dank Lech und Wertach ja nur selten zu sehen bekommt. Als ich mich dann etwas näher informierte über diesen Sonnenhof und dabei erfuhr, dass die Schwestern von Grandchamps, die dieses Haus leiten, ein weibliches Pendant zur Taizébruderschaft sind, war die Neugier endgültig geweckt. Ich meldete mich an – und wusste spätestens am Abend des ersten Tages, dass die Entscheidung mehr als gut war.

Da ich bereits auf einen langen Exerzitenweg zurückblicken darf, kenne ich die Stille und weiß, wie kostbar und wertvoll, aber auch wie fordernd sie sein kann. Ich weiß, dass es Momente gibt, in denen du vor Glück zerspringen



Foto: Zurück zu den Ursprüngen: Die „Bonn Catholic“-Pilgergruppe mit Reiseleiter Eli in Qumran

in der Holocaustgedenkstätte Yad Vashem, stimmungsvolle Eucharistiefeier in ganz unterschiedlicher Atmosphäre und Umgebung (danke Dir dafür, Thomas!), Spaziergang im vegetationsreichen einstigen Cäsarea Philippi, dem heutigen Banias, wo Jesus dem Jünger Petrus als dem Felsen der Gemeinde die „Schlüsselgewalt“ gab (Mt 16,13-19), an „Originalschauplätzen“ die Bibeltexte neu hören, den bildhaften Erzählungen des Reiseleiters lauschen (um dann zum nächsten Programmpunkt zu eilen), die wohlthuende Gemeinschaft mit Gleichgesinnten erleben, „Toter Mann“ sein im Toten Meer – all die Erinnerungen daran und das gemeinsam gesungene (sowie auf Hebräisch gehörte) Lied „In deinen Toren werd' ich stehen, du freie Stadt Jerusalem“ werden noch lange nachklingen. ■





willst, und genauso auch Momente, in denen du eine tiefe Leere und Traurigkeit empfindest. Um dies alles gut aushalten zu können, braucht es drei Dinge:

- Eine Person, welche diese Tage leitet, die liebevoll mitgeht. Dafür Dir, liebe Alexandra, ein herzliches Dankeschön!
- Eine Gemeinschaft, die dich wie ein unsichtbares, stilles, achtsames Netz jederzeit umgibt und hält. Auch hier ein Dankeschön an alle, mit denen ich diese Tage in Stille erleben durfte.
- Einen Ort, der die Stille erlebbar macht, an dem ich mich geborgen und gut aufgehoben fühle. Genau so ein Ort ist der Sonnenhof!

Dieses kleine Haus mit seinen Schwestern zu beschreiben, ist nicht einfach; es will erlebt werden. Bei unserem letzten gemeinsamen Mittagessen, nachdem das Schweigen gebrochen war, sagte eine Schwester zu mir: „Die Stille hilft uns, achtsamer mit uns und mit den anderen Schwestern umzugehen. Sie zentriert uns auf das Wesentliche und lässt uns somit das Wesen unseres Gegenübers klarer

erkennen. Genauso wie Gott uns und wir Gott dadurch klarer erkennen können.“

Ich denke, diese Worte machen den Geist des Hauses und der Gemeinschaft selbst am ehesten erfahrbar. Es ist ein Gefühl der tiefen Achtsamkeit, Aufmerksamkeit, des inneren Hörens und der absoluten, liebevollen Zuwendung in allem, was die Schwestern tun. Genau dies tat mir unglaublich gut, so dass ich voller Dankbarkeit und in einer tiefen Verbundenheit mit diesem Ort und seinen Schwestern gestärkt nach Hause fahren konnte.

Als ich mir knapp eine Woche später zu Hause, wieder angekommen in Trubel und Chaos, die Frage stellte, was mich aus diesen Tagen noch berührt und begleitet, war die Antwort darauf schnell gefunden: das Lächeln einer Schwester. Ihren Namen hatte ich schon wieder vergessen, aber ihr liebevolles Lächeln, das mich während der Tage immer wieder einmal im Innersten berührt hat, wird mich noch lange begleiten und an den Sonnenhof erinnern, der seinem Namen während unserer Zeit dort übrigens alle Ehre gemacht hat. ■

Aufstehen und leben

Einladung zum baf-Frauensonntag am 29. April 2018

VON BRIGITTE GLAAB UND LYDIA RUISCH

AUFSTEHEN UND LEBEN – WER MÖCHTE DAS nicht? Das ist ja auch zunächst einmal der Normalfall. Wie selbstverständlich stehen wir jeden Morgen auf und gestalten unser Leben. Erst wenn wir etwa durch eine Krankheit ans Bett gefesselt werden, merken wir, wie kostbar es ist, aufstehen und leben zu können.

Im Lukasevangelium lesen wir die Geschichte von der sogenannten „gekrümmten Frau“. Sie bleibt namenlos, wird ausschließlich durch ihre Krankheit definiert. Jesus aber sieht sie, spricht sie an und richtet sie auf. Wer hat nicht schon einmal am eigenen Leib erfahren, wie wunderbar es ist, sich nach einem Genesungsprozess wieder kraftvoll aufrichten zu können?

Mit der namenlosen Frau können wir uns identifizieren. Sie steht für Frauen und Männer, die sich gebeugt fühlen durch unterdrückende Strukturen, durch Krankheit oder auch dadurch, dass sie sich ausgeschlossen fühlen. Wie können solche Menschen wieder ins Leben kommen? Was hilft ihnen, sich aufzurichten? Jesus ist Meister darin, Menschen aufzurichten und ihnen Ansehen und Würde zu geben. Er schafft den Raum, in dem Menschen aufstehen können, ja in gewisser Weise auch auferstehen.

Diese Auferstehungserfahrung wollen wir mit Ihnen gemeinsam feiern und laden Sie herzlich dazu ein!

Unsere Vorlage, die wir Ende Februar an die Frauengruppen, Einzelmitgliedsfrauen und Pfarrerinnen und Pfarrer verschickt haben, bietet dazu Anregungen.

Wir freuen uns, wenn Frauen in den Gemeinden Verantwortung für den Gottesdienst übernehmen und sich so mit ihrer Präsenz, ihren Begabungen, ihrer Sprache und Sichtweise einbringen. Der Frauensonntag bietet die Gelegenheit, Themen aus der Sicht von Frauen in den Mittelpunkt zu stellen und ganzheitliche Impulse im Gemeindegottesdienst zu setzen.

Unser besonderes Anliegen ist der achtsame Gebrauch der Sprache. Wichtig dabei ist uns, dass die Gemeinschaft von Männern, Frauen und Kindern sowie Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen durch den Gebrauch einer sensiblen, inklusiven Sprache angemessenen Ausdruck findet. Darum haben wir uns in unserer Vorlage bemüht, in Liedern, Gebeten, Texten und Übertragungen eine einseitige Festlegung Gottes auf männliche Bilder zu vermeiden.

Die Eucharistiefeier am Frauensonntag hat sich seit ihrer Institutionalisierung im Jahr 1920 von einem Gottesdienst über Frauen zu einem Gottesdienst von Frauen für die ganze Gemeinde gewandelt. Sie wurde zum Zeichen für die Fähigkeit zum Aufbruch und zur Entwicklung in unserer Kirche.

Wir freuen uns, wenn Sie uns ihre Erfahrungen zum Frauensonntagsgottesdienst rückmelden wollen. Wir wünschen Ihnen und uns allen einen erfahrungsreichen, lebendigen Gottesdienst am 29. April 2018. ■

Frieden suchen in Münster

Singen wie im Himmel!

VON ALEXANDRA POOK

MIT EINER ALT-KATHOLISCHEN BAND AUS Nordrhein-Westfalen, bestehend aus Alexandra Pook (Gesang, Chorleitung), Achim Große-Oettinghaus (Gitarre), Marcus Hartmanns (Klavier) und Achim Stump (Cajon), laden wir ein zu drei musikalischen Veranstaltungen auf dem Münsteraner Katholikentag (9.-13. Mai), die Lust am Singen machen.

Die erste ist eine Art „christliches Rudelsingen“ in der evangelischen Universitätskirche in der Altstadt (Schlaunstraße) mit neuen und altbekannten Liedern wie auch mehrstimmigen Gesängen: mal fetzig, mal feierlich, aber immer mit Begeisterung. Zeit: Donnerstag, 15:00–16:30 Uhr.

Die zweite, ebenfalls in der Universitätskirche, nähert sich etwas meditativer dem Motto des Katholikentags

„Irgendwo anfangen“

...das Motto der Initiative *Start Somewhere*

VON SILVIA HESSE

VOR SIEBEN JAHREN KAM OLIVER VON MALM, Initiator von *Start Somewhere*, auf seiner Weltreise mit dem Rucksack nach Kibera in Nairobi/Kenia, einem der größten Slums Afrikas. Dort begegnete er engagierten Lehrern, die die Kinder im Slum unentgeltlich unterrichteten und zusätzlich nachts arbeiteten, um die Schüler mit Essen versorgen zu können. Inspiriert von diesen Lehrern wollte Oliver irgendwo anfangen, und er beschloss, die beiden Schulen zu unterstützen. Die Initiative *Start Somewhere* war geboren.

Das Leben in den Slums nachhaltig verbessern

Durch den persönlichen Einsatz vor Ort, die Zusammenarbeit mit NGOs und dank der großzügigen Unterstützung durch die Spender konnten seitdem die Bedingungen in den Schulen wesentlich verbessert werden. Die Kosten für Anschaffungen des Schulmaterials oder Ausbau der Infrastruktur übernimmt *Start Somewhere*. Außerdem werden mittlerweile in den beiden Schulen täglich 600 Schüler mit einem Frühstück und einem Mittagessen versorgt. Die Schülerzahlen haben sich dadurch seit 2011 fast verachtfacht. Dies ist ein wichtiger Schritt, denn Bildung ist die effektivste und nachhaltigste Form, die Lebensqualität in Entwicklungsländern zu verbessern. Die Schulbildung ist für die Kinder eine Chance, dem Armutskreislauf in Kibera zu entkommen und ein selbstbestimmtes Leben zu führen.

„Suche Frieden“ an. Im Kirchenraum der beliebten Konzertkirche experimentieren wir mit Raumklang und Stille, lassen uns überraschen von der eigenen Stimme und singen gemeinsam einfache mehrstimmige Gesänge. Samstag, 10:00–11:30 Uhr.

Die dritte Veranstaltung schließlich ist ein Chor- und Musikworkshop zum Mitmachen in der evangelischen Trinitatiskirche (Straßburger Weg 51). Alle, die Lust am Singen haben oder ein Instrument einigermaßen sicher beherrschen, sind eingeladen, mit uns den Gottesdienst mit Bischof Dr. Matthias Ring (um 18 Uhr) musikalisch zu gestalten. Wir proben einfache bis mittelschwere alte und neue Chorstücke und Lieder mit Instrumentalbegleitung. Samstag, 14:00–17:15 Uhr.

Zu dieser dritten Veranstaltung bitten wir um Anmeldung unter alexandra.pook@alt-katholisch.de oder telefonisch unter 0 22 66/4 40 36 34. Die Teilnahme an allen drei Veranstaltungen ist kostenlos, aber sicher nicht umsonst. Wir freuen uns auf Euch! ■



Ein Entwurf des neuen Schulgebäudes

Aufbau einer sluminternen Bauwirtschaft

Eines der Schulgebäude ist mittlerweile jedoch zu eng und unhygienisch, so dass die Slumbewohner den Architekten Oliver von Malm baten, ein neues Schulgebäude zu entwerfen und zu bauen. In Anbetracht der Lebensumstände der Slumbewohner reicht Oliver dies aber mittlerweile nicht mehr aus. Mit *Start Somewhere* möchte er nachhaltig die Bedingungen in möglichst vielen Slums weltweit verbessern.

Die Vision von *Start Somewhere* baut auf dieser Basis auf. Momentan werden Schulen und Wohnhäuser in den Slums meist aus Holz, Lehm und Wellblech konstruiert. Das ist leider alles andere als behaglich. Daher kam die Idee einer internen Bauwirtschaft: Die Slumbewohner konstruieren die Gebäude mit selbst hergestellten Betonsteinen, während *Start Somewhere* Werkbänke und Formen für die Herstellung zur Verfügung stellt. So können sie die Steine vor Ort ohne Strom oder Benzin per Handarbeit selbst produzieren. Mithilfe des von Oliver von Malm



Die Schülerinnen und Schüler bekommen zwei warme Mahlzeiten pro Tag

entwickelten nachhaltigen Hausbau-Systems aus in sich verzahnenden Hohlblocksteinen werden nicht nur die Wohnverhältnisse der Slumbewohner deutlich verbessert, sondern die gesamte wirtschaftliche Situation. Denn der größte Teil der Wertschöpfung entsteht direkt im Slum: Lokale Arbeitsplätze werden geschaffen und die Wirtschaft wird von innen heraus gestärkt. Mehr dazu kann man im TEDx Talk von Oliver von Malm auf der Website www.startsomewhere.eu/vision sehen und hören.

Start Somewhere möchte langfristig das Gesamtpaket von speziellen Werkbänken, Formen und Planungstools anderen NGOs zur Verfügung zu stellen. Durch diese multiplizierende Wirkung könnten bald mehr Menschen in Entwicklungsländern von dem Konzept profitieren.

Wie das erreicht werden kann

Aktuell finanziert *Start Somewhere* als gemeinnützige GmbH die Unterstützung der Schulen über Spenden. Jede Spende hilft, die Finanzierung von Essen und Infrastruktur der Schulen weiterzuführen, eine neue Schule zu bauen und langfristig unsere Vision des nachhaltigen

Lima in Hamburg

VON WALTER JUNGBAUER

ZUM ZWEITEN MAL WIRD IN HAMBURG IN Zusammenarbeit mit dem Ökumenischen Forum HafenCity ein ökumenischer Abendmahls-Gottesdienst nach der sogenannten Lima-Liturgie gefeiert: am 25. April um 19:30 Uhr in der Kapelle in der Shanghaiallee 12–14.

Die Lima-Liturgie wurde am 15. Januar 1982 bei einer Versammlung der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung des Weltkirchenrates – besser bekannt unter dem Namen „Ökumenischer Rat der Kirchen (ÖRK)“ – im peruanischen Lima zum ersten Mal gefeiert. Es ist eine Liturgie, auf die sich alle beteiligten Konfessionen einigen konnten. Deswegen hat sie ein hohes ökumenisches Gewicht und wurde auch bei den Vollversammlungen des ÖRK in Vancouver (1983) und in Canberra (1991) gefeiert.



Oliver mit Lehrerin Judy und den Schulkindern in Kibera

Hausbau-Systems in Armutregionen auf der ganzen Welt zu transferieren.

Die alt-katholische Kirchengemeinde München unterstützt die Initiative seit November 2016, bei der auch zwei Gemeindeglieder, Kristina Cress und Silvia Hesse, engagiert sind. Über die kostenlose Bereitstellung von Räumen für Spendenveranstaltungen oder die Sonntagskollekte für das Projekt ist *Start Somewhere* sehr dankbar. Ein besonderes Highlight war das durch die Münchner Gemeinde initiierte Benefizkonzert zugunsten der Kinder im Kibera-Slum im März 2017, bei dem zahlreiche Musik- und Tanzgruppen ihr Können zeigten. ■

→ Kontakt

Start Somewhere gemeinnützige GmbH
Oliver von Malm, Kristina Cress, Silvia Hesse
Brunnerstraße 3, 80804 München
E-Mail info@startsomewhere.eu
Web www.startsomewhere.eu
Facebook facebook.com/let.us.start.somewhere

Zudem ist sie mittlerweile fester Bestandteil der Kirchentage geworden, bei denen Bischöfinnen und Bischöfe der Anglikanischen, der Evangelischen und der Alt-Katholischen Kirche unter Beteiligung zahlreicher Menschen aus vielen Konfessionen gemeinsam Eucharistie feiern.

Dem Gottesdienst im Ökumenischen Forum HafenCity werden Father June Yañez (Philippinische Unabhängige Kirche), Pastor Bernd Michaelsen (Evangelisch-Lutherische Kirche) und Pfarrvikar Walter Jungbauer (Alt-Katholische Kirche) gemeinsam vorstehen.

Nach dem Gottesdienst wird Father Yañez noch über das Leben und die Arbeit der Philippinischen Unabhängigen Kirche berichten. Diese Kirche hat für eine Religionsgemeinschaft eine sehr ungewöhnliche Entstehungsgeschichte, da sie am 3. August 1902 bei der Gründung der ersten Gewerkschaft auf den Philippinen ausgerufen wurde. Dieser Ursprung prägt sie bis heute: Ihr Engagement gilt den Arbeiterinnen und Arbeitern, den Armen und Unterdrückten. Sie war und ist ein Stachel im Fleisch der Mächtigen. ■

Apostola Apostolorum

„Maria Magdalena“ – eine Jüngerin Jesu als Kino-Ikone

VON WALTER JUNGBAUER

DREHBUCHAUTORINNEN und Drehbuchautoren sowie die Regie brauchen Fantasie. Vor allem, wenn sie aus mageren historisch belegbaren Bruchstücken einer Geschichte das Drehbuch für einen kurzweiligen 90-Minuten-Film machen wollen. Die Drehbuchautorinnen des kurz vor Ostern in den Kinos angelaufenen Films „Maria Magdalena“, Helen Edmundson und Philippa Goslett, sowie der Regisseur Garth Davis haben solche Fantasie bewiesen. Sie haben die Fragmente, die durch biblische Quellen aus dem Leben der Maria von Magdala bekannt sind, zusammengefügt, mit Hilfe der eigenen Fantasie teilweise im Sinn des roten Fadens, der sich durch den Film zieht, unhistorisch umgestellt und vor allem üppig ergänzt. Und das ohne Rücksicht auf den theologisch historisch-kritisch geschulten Betrachter, der sich im Laufe des Filmes ob der zeitweilig sehr ausschweifenden Fantasie fragt, wann er wohl angesichts der Wirkkraft, welche die kineastischen Bilder auf das ausüben können, was die Besuchenden für wahr halten, mit den ersten Diskussionen über so manche „Wahrheit“ dieses Films konfrontiert sein wird.

So tauft die Jüngerschaft Jesu samt dem von Joaquin Phoenix dargestellten Jesus nach filmischer Darstellung was das Zeug hält – was historisch zur Zeit Jesu in der Jesus-Bewegung erst nach Ostern üblich wurde. Und folgerichtig lässt sich auch Maria Magdalena, verkörpert von Rooney Mara, taufen. Und selbstverständlich wird sie von niemandem anderen getauft als von Jesus selbst. Und natürlich tauft sie dann als Jüngerin Jesu ebenfalls.

Fast genauso selbstverständlich ist sie später – neben den zwölf Aposteln – im Abendmahls-Saal an der Seite Jesu zugegen; interessanterweise exklusiv als einzige Frau, obwohl sich in der Nachfolge Jesu mittlerweile zahlreiche Frauen befanden, bei denen ich mich bei dieser Filmszene gefragt

habe, warum diese denn dann sämtlich außerhalb dieses Abendmahlskreises hätten bleiben sollen. Genauso selbstverständlich ist Maria Magdalena vorher schon bei der Tempelreinigung dabei und nach dem letzten Abendmahl auch im Garten Gethsemane, wo sie bei der Verhaftung Jesu von einem römischen Soldaten niedergeschlagen wird und erst wieder zu Bewusstsein kommt, als sich Jesus bereits auf dem Kreuzweg befindet.

Dass Petrus (gespielt von Chiwetel Ejiofor) und sein Bruder Andreas im Film dunkelhäutige Afrikaner sind, finde ich dabei eine interessante und durchaus nicht abwegige Idee – wenn gleich nicht konsequent weitergeführt, da die mitwirkenden Frauen dann wieder durchgängig recht bleichgesichtig daherkommen. Auch die Vermutung, dass der engste Kreis der Jünger Jesu – außer Judas (gespielt von Tahar Rahim) – eher politische Ziele verfolgen und auf Jesus als denjenigen hoffen, der als messianischer Revolutionsführer die verhasste Fremdherrschaft der Römer beenden, in einem durchaus blutigen Umsturz das Reich Gottes errichten und Israel so seine Eigenständigkeit wiedergeben werde, ist durchaus plausibel. Zumal diese Sichtweise mit der Messias-Erwartung des damaligen Judentums in Einklang steht.

Maria von Magdala und Judas allerdings haben in der filmischen Darstellung eine andere Sicht als die gerade erwähnten elf Jünger:

Judas, der nach der Erzählung des Films seine Frau und seine Tochter plötzlich und unerwartet verloren hat, erwartet von Jesus den Anbruch des Jüngsten Tages, an dem alle Toten auferstehen, so dass Judas dann endlich seine Frau und sein Kind wieder in die Arme schließen kann. Das ist am Ende auch seine Motivation, Jesus zu verraten: Er will ihn dazu zwingen, nun doch endlich diesen ersehnten Jüngsten Tag anbrechen zu lassen. Doch als Jesus am Kreuz stirbt, ohne dass die Auferstehung der Toten geschieht,

sieht er nur noch eine Möglichkeit, wieder mit seinen Lieben vereint zu sein: indem er ihnen durch seinen Selbstmord in den Tod folgt.

Maria Magdalena wird als die einzige Person im engsten Kreis um Jesus dargestellt, die wirklich versteht, was Jesus will, was seine Botschaft vom Reich Gottes bedeuten soll, nämlich dass diese erst mal nichts mit einem revolutionär-blutigen Umsturz oder dem Jüngsten Tag zu tun hat, sondern mit dem Anbruch des Reiches Gottes im Hier und Jetzt durch ein barmherziges Denken und Handeln im Sinne Jesu. Die Apostel lassen sich dann allerdings erst nach Tod und Auferstehung Jesu überzeugen, als Maria Magdalena mit der Nachricht von der Auferstehung Jesu in die Runde der frustrierten Apostel stößt, die sich in einen Raum zurückgezogen und eingeschlossen haben.

Etwas ärgerlich fand ich den Abspann: Es wird der historische Fakt angeführt, dass Maria von Magdala erst durch Papst Gregor im Jahr 591 mit einer Sünderin und Prostituierten identifiziert wurde, was dann zunehmend die kirchliche Tradition bestimmte. Dann aber wird erwähnt, dass sie schließlich 2016 vom Vatikan als „Apostola Apostolorum“ benannt wurde, also als die Apostelin, die den andern Aposteln die Botschaft von der Auferstehung Jesu gebracht hat – nicht erwähnt wird dabei bedauerlicherweise, dass der Vatikan damit lediglich einen Ehrentitel aufgegriffen hat, der Maria von Magdala bereits in der alten Kirche Anfang des 3. Jahrhunderts von Seiten des Bischofs Hippolyt von Rom (170–235) zugesprochen wurde.

Der Film ist sicherlich nicht im historischen Sinne authentisch. Dennoch könnte er so manche durchaus auch produktive Diskussion anregen, gerade auch weil er nochmal sehr deutlich daran erinnert, dass es mit Maria von Magdala eine Frau war, welcher der Auferstandene zuerst erschien und der er den apostolischen Auftrag gab, die frohe Botschaft von der Auferstehung weiterzutragen. ■





„Frieden hinterlasse ich euch!“

VON MARKUS STUTZENBERGER

Markus Stutzenberger ist Geistlicher im Auftrag in der Gemeinde Kaufbeuren

„**I**CH HÄTTE SIE SCHON VIEL FRÜHER ERWARTET!“ So jüngst eine Dame zu mir, die ich besuchte, um einen über ein halbes Jahr andauernden Konflikt, besser: eine „Verstimmung“, auszuräumen. Dieser war für mich im Grunde mit dem Friedensgruß im Gottesdienst „ohne viel Worte“ zu machen passé, doch ich nahm immer wieder wahr: für sie eben nicht. Und als ich sie besuchte, war sie auch noch gerade aus dem Krankenhaus entlassen, was ich gar nicht wusste. So konnte ich durch den noch unbearbeiteten, offenen Konflikt „zwei Fliegen mit einer Klappe“ schlagen, wie man so sagt, denn es gab nun jenseits des Konfliktes noch ein anderes Gesprächsfenster, durch das es sich auch lohnte hindurchzuschauen.

Ich bat um Verzeihung um meine Anteile an der Auseinandersetzung, um den etwas rüden und unangemessenen Ton, mit dem ich meiner Verletzung Ausdruck gegeben hatte. Spürbar schweren Herzens konnte sie ihr entsprechen. Die lange Zeit hatte ich aus zwei Gründen verstreichen lassen: Erstens fühlte *ich* mich als Opfer und zweitens bin ich der Überzeugung, entweder wir praktizieren im Gottesdienst den Friedensgruß (mit oder ohne „Gekuschel“) und vergeben wirklich, oder wir lassen es, weil es sonst zum sinnentleerten Ritual wird. Das schließt ja nicht aus, trotzdem noch einmal ins Gespräch zu kommen. Nicht immer sind Rituale ausreichend, um einen inneren Prozess der Heilung in Gang zu setzen. Im Grunde, dachte ich mir im Nachhinein, funktioniert dies bei vielen weltpolitischen Konflikten doch auch so.

Beide Seiten erwarten vom Gegenüber eine Geste des Entgegenkommens, und, weil sich beide im Recht fühlen, geht natürlich keine/r von beiden auf den Anderen, die Andere zu und macht ein Zugeständnis. Stattdessen entwickelt sich der Konflikt durch internalisierte Interpretationen wie ein mutierendes Krebsgeschwür fort, wie bei der Geschichte von Watzlawicks Hammer:

Ein Mann will ein Bild aufhängen. Den Nagel hat er, nicht aber den Hammer. Der Nachbar hat einen. Also beschließt unser Mann, hinüberzugehen und ihn auszuborgen. Doch da kommt ihm ein Zweifel: Was, wenn der Nachbar mir den Hammer nicht leihen will? Gestern schon grüßte er mich nur so flüchtig. Vielleicht war er in Eile. Vielleicht hat er die Eile nur vorgeschützt, und er hat was gegen mich. Und was? Ich habe ihm nichts getan; der bildet sich da etwas ein. Wenn jemand von mir ein Werkzeug borgen wollte, ich gäbe es ihm sofort. Und warum er nicht? Wie kann man einem Mitmenschen einen so einfachen Gefallen abschlagen? Leute wie dieser Kerl vergiften einem das Leben. Und dann bildet er sich noch ein, ich sei auf ihn angewiesen. Bloß weil er einen Hammer hat. Jetzt reicht 's mir wirklich. - Und so stürmt er hinüber, läutet, der Nachbar öffnet, doch bevor er „Guten Tag“ sagen kann, schreit ihn unser Mann an: „Behalten Sie Ihren Hammer“.

Es ist hilfreich, solche Mechanismen selbstkritisch im Auge zu behalten, um dem Gegenüber nicht Unrecht zu tun. Und selbst, wenn ich Recht haben sollte (und damit vielleicht recht-haberisch werde), gibt es doch für alle Beteiligten auch ein unausgesprochenes Recht auf Versöhnung. Nicht als „heile Welt“, aber indem ich einen Streit reduziere auf die Sache, um die es geht. Diese Bereitschaft zur Regression eröffnet dann auch ungeahnte Optionen der konstruktiven Konfliktbewältigung, die durch eine Personalisierung verschüttet sind. ■



Niemals wieder...?

Liturgische Danksagung für ein göttliches Versprechen will gut überlegt sein

VON VEIT SCHÄFER

„**M**EINEN BUND ERRICHTE ICH MIT EUCH: ES soll niemals wieder alles Leben von den Wassern der Flut ausgerottet werden, ja, es soll keine Flut mehr kommen, die Erde zu verderben“.

Diese göttliche Zusage wurde der Gemeinde aus dem alttestamentlichen Lesetext am ersten Fastensonntag vorgetragen, verbunden mit der ebenfalls göttlichen Anordnung, den Regenbogen als Bundeszeichen einzuführen. Das Versprechen wird dann noch einmal feierlich wiederholt: „Und wenn der Bogen in den Wolken erscheint, so will ich meines Bundes gedenken, der zwischen mir und euch *und allen lebenden Wesen* besteht, und niemals mehr soll das Wasser zur Flut werden, um jegliches Leben zu verderben“.

Nicht nur meine Gemeinde wird auf diesen Text, wie es sich gehört, mit „Gott, dem Herrn, sei Dank“ geantwortet haben. Mir wollte dieser Dank nicht über die Lippen kommen. Keine Woche zuvor ging die alarmierende Schätzung amerikanischer Wissenschaftler durch die Medien, dass bis zum Ende des Jahrhunderts der Meeresspiegel infolge der Klimaveränderung weltweit um mindestens 65 Zentimeter ansteigen könnte, ganz abgesehen von noch viel schlimmeren längerfristigen Schätzungen. Selbst wenn viele dieser Szenarien noch mit großen Unsicherheiten versehen sind – ignorieren kann man sie nicht. Bereits der aktuelle Anstieg des Meeresspiegels bedroht schon jetzt kleine Inselstaaten im Pazifik und Länder mit tiefliegenden Küstenzonen wie etwa Bangladesch. Man braucht nicht viel Fantasie, um sich auszumalen, welche Flüchtlingsströme die Überschwemmung großer Küstengebiete auslösen müsste. Doch man muss nicht in die Ferne schweifen: Auch europäische Küsten, die deutschen eingeschlossen, wären erheblich betroffen.

Gut, diese Voraussagen sind noch längst nicht eingetroffen und niemand weiß, ob es je dazu kommen wird. Da mag einer christlichen Gemeinde der Dank für die göttliche Heilzusage noch vergleichsweise leicht von den Lippen kommen. Beim Blick in die jüngere Vergangenheit wird das schon schwieriger. Zur Erinnerung: Der Tsunami im Jahr 2004 kostete in Indonesien und Sri Lanka Hunderttausenden von Menschen das Leben. Noch zwei Flutbeispiele aus der europäischen Geschichte: die Hamburger Flut von 1962 (315 Tote), die Flut von

1953, die über die Niederlande hereinbrach (1835 Tote). Da der göttliche Bund ja ausdrücklich „jegliches Leben“ einschließt, „alle Lebewesen jeglicher Art“, sei hier noch an die vom Aussterben bedrohten Eisbären erinnert, deren Jagdgründe sich buchstäblich verflüssigen; die Eisschollen, auf denen sie ihrer Beute auflauern, schmelzen weg.

Sollte Gott bei diesen Katastrophen sein Versprechen schlicht vergessen haben? Oder muss man annehmen, dass Gott aus quasi formalen Gründen sich nicht an seinen ewigen Bund erinnerte, weil bei den genannten Fluten kein Regenbogen am Himmel erschien (jedenfalls wurde, soweit ich weiß, nicht davon berichtet).

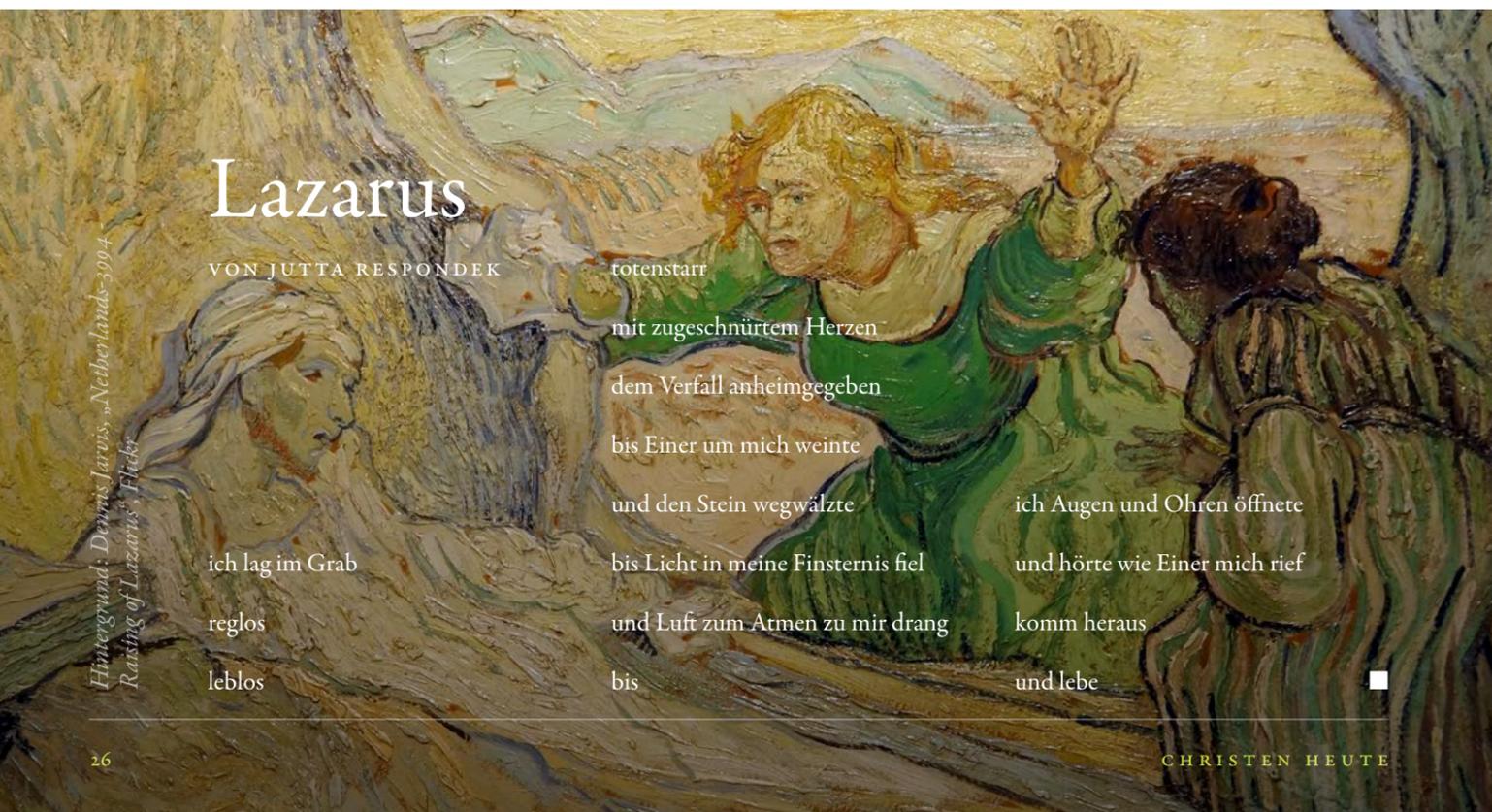
Ich stelle mir vor, dass es ungefähr solche Überlegungen wären, die ein ungläubiger Zeitgenosse, der zufällig am ersten Fastensonntag in den Gottesdienst geriet, eigentlich zwangsläufig würde anstellen müssen. Wird er nicht zu der Frage genötigt: An was für einen Gott glauben die hier versammelten Menschen? Wie kommt's, dass die so widerspruchlos die Erzählung von einem allem Anschein nach wortbrüchigen Gott anhören und sich dafür auch noch bedanken?

Die Erzählung an sich, um das klar zu sagen, ist wunderschön. Aber es ist ein mythologischer Text, der sich nicht ohne Weiteres, vor allem nicht ohne weitere Erläuterung, für eine gottesdienstliche Lesung eignet. Er zeichnet ein Gottesbild, das Menschen unserer Zeit und unserer Welterkenntnis nicht mehr nachvollziehen können, weil sie Tag für Tag erleben, dass Gott gewöhnlich nicht in die Geschehnisse auf diesem Planeten eingreift. Und umgekehrt: Wo Menschen – Machthaber, Armeen, Staaten – sich gar nicht so selten auf einen angeblichen Bund mit Gott berufen (jüngst hat sich der türkische Staatspräsident für den Einmarsch in Syrien auf Gottes Hilfe berufen), handelt es sich um einen Fake-Mythos, um einen Missbrauch; Gott ist ganz offenkundig nicht wirklich im Spiel, beziehungsweise nur als Verstärker der jeweiligen Machtgelüste.

Invocabit, „Er ruft mich an“, so lautet der traditionelle Name des ersten Fastensonntags; „er ruft mich an, also will ich ihn erhören“, so der ganze Vers. In der Eucharistiefeyer, die ich miterlebte, fühlte auch ich mich angerufen, angerufen von einigen Gottesbildern, die zur Sprache kamen. Keineswegs aber von einem Gott, dessen biblisch bezeugtes Versprechen, „niemals wieder Wasser zur Flut werden zu lassen, um jegliches Leben zu vernichten“ von der Wirklichkeit des Lebens offenkundig nicht gedeckt wird. Eine liturgische Danksagung dafür erscheint fragwürdig. ■



Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe



Lazarus

VON JUTTA RESPONDEK

totenstarr
mit zugeschnürtem Herzen
dem Verfall anheimgelassen
bis Einer um mich weinte
und den Stein wegwälzte
ich Augen und Ohren öffnete
und hörte wie Einer mich rief
komm heraus
und lebe

ich lag im Grab
reglos
lemblos
bis

Hintergrund: Dennis Jarvis, „Netherlands-3994 Raising of Lazarus“, Flickr

Foto oben: Ivan, „Rainbow – A view from my window“, Flickr



„Geh in deine Kammer!“

Tage der Einkehr

Grundzüge und Eigenheiten der alt-katholischen Spiritualität

EINE MÖGLICHKEIT, SICH MIT DER ALT-KATHOLISCHEN Spiritualität auseinander zu setzen, bieten dieses Jahr wieder die „Tage der Einkehr“.

Thema 2018

„Geh in deine Kammer“ (Mt 6,6) – Kraft des Gebetes bei

Bischof Eduard Herzog (1841 – 1924)

Erzbischof Joris Vercammen (Utrecht), Bischof em. John Okoro (Dornbirn), Pfarrer Thomas Walter (Deggendorf) und Ulf Karwies (Bielefeld) führen durch Impulsreferate in das Thema ein. An die Referate schließt sich jeweils eine Meditation an.

Die Stundengebete, die zusammen mit den Mönchen gebetet werden, strukturieren die Tage.

Zeit

Freitag, 6., bis Montag, 9. Juli 2018

Ort

Benediktiner-Abtei Sankt Willibrord Doetinchem/NL

Sprache

Deutsch

Teilnehmende

Geistliche und interessierte Laien aus den Niederlanden, Deutschland, Österreich und der Schweiz. Teilnehmerzahl 23. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt.

Unkosten

185,50 Euro plus Reisekosten sind vor Ort in bar zu bezahlen. Die Teilnahme soll nicht am Finanziellen scheitern; nach Absprache ist eine Ermäßigung möglich.

Weitere Auskünfte

werkwoche-ak@web.de

Anmeldungen

bis 6.6.2018 an: buro@okkn.nl

oder an:

Bisschoppelijk Bureau
Kon. Wilhelminalaan 3
NL-3818 HN Amersfort



Vorstellung von einer Kirche, die sich überhaupt nicht um gegensätzliche Meinungen schert und nicht ansatzweise versucht, diese zu berücksichtigen oder einen Konsens zu finden.

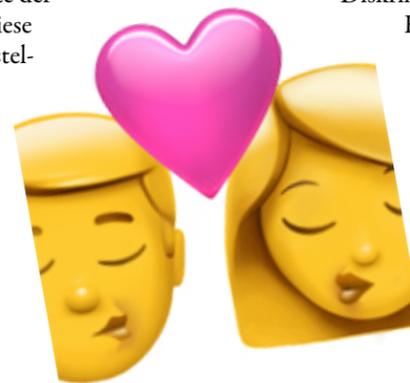
Ich fände es toll, meine eigene Sichtweise der Kirche durchzusetzen und Andersdenkende abzustempeln. Ich würde als erstes Gitarren aus Gottesdiensten verbannen und Karnevalsgottesdienste für nicht-sakramental erklären. Hoch lebe Papst John! (Vorsicht, Ironie...)

Aber so ist es nicht. Ich muss (leider) akzeptieren, dass Gitarren einen Platz im Gottesdienst haben ebenso wie Pappnasen. (Sagt das meinem Pfarrer aber bitte nicht.)

Das Unterschiedliche lieben

Unterschiede zu erkennen, ist keine Diskriminierung. Der Duden nennt als Synonyme zu „Diskriminierung“ nicht „Unterschiede nennen“, sondern „Benachteiligung, Unrecht, Verfolgung“. Unterschiede sind doch etwas Gutes. Wenn in der Welt alles gleich wäre, wäre sie nur langweilig und öde. Zu sagen, eine homosexuelle Partnerschaft sei anders als eine heterosexuelle Ehe, ist kein Hass, es ist bloß eine Feststellung aus einer bestimmten Perspektive heraus. *Rot ist nicht blau, sonst wär' alles grau.* Von Diskriminierung beziehungsweise Hass könnte man erst reden, wenn einer dazu aufruft, die eine oder andere Seite zu benachteiligen.

Männer und Frauen sind ja auch unterschiedlich. Aber genau diese Unterschiede sind wertvoll und sollen gefeiert und geschätzt werden. Es ist nicht diskriminierend und erst recht nicht



zur Verständigung, zum gegenseitigen Zuhören und zum Austausch. Das funktioniert nur, indem man gegenseitig in Dialog tritt und vor allem seinem Gegenüber genau zuhört. Wer aber nicht bereit zum Zuhören ist, der wird auch nicht in der Lage sein, sein Gegenüber zu verstehen. So entstehen Missverständnisse, gegenseitige Vorwürfe und Verleumdung.

Niemand bei uns will Liebe abschmettern oder verbieten, niemand will hassen. Vielmehr bitte ich um Wertschätzung anderer, abweichender Meinungen. Traditionell denkende Menschen beispielsweise wollen eine bestimmte Facette der Ehe hochhalten und sehen diese in Gefahr, und abfällige Darstellungen davon sind definitiv kein Weg, das zu lindern. Eine kompromisslose Einstellung frei nach *my way or the highway* bringt uns keinen Schritt auf dem Weg zum Konsens weiter.

Christus betete: „Alle sollen eins sein“ (Joh 17,21). Ich glaube, das passt gar nicht zusammen mit einer

jedoch offenbar etwas völlig Anderes. Deshalb möchte ich hier klarstellen, was ich damit eigentlich sagen wollte. Sonst wird mein Anliegen völlig auf den Kopf gestellt.

Vor allem finde ich es bemerkenswert, dass ich als Befürworter der Gleichberechtigung unter anderem für Homosexuelle in die konservative Hardliner-Ecke gestellt werde.

Mein Anliegen: Den Konsens suchen

Ich möchte Dialog fördern und dabei Konsens erreichen. Aber jemandem Hass vorzuwerfen, ist das Totschlagargument schlechthin und schadet diesem Ziel nur. Denn Hass ist „ein starkes Gefühl der Ablehnung oder Feindschaft gegenüber einer Person, Gruppe oder einer Institution“. Wenn mein Aufruf zur Verständigung mit dem Wort „Hass“ in Verbindung gebracht wird, dann hat dies vermutlich andere Ursachen. Meine Ansichtssache war ein Aufruf

Liebe mit einem Lächeln

VON JOHN GRANTHAM

MEINE ANSICHTSSACHE IN der Ausgabe 2/2018 hat offenbar einen Nerv getroffen, was in einem offenen Dialog vorkommen kann. Jede Kirche (und jedes Kirchenmitglied) sollte jedoch Unterschiede und unterschiedliche Meinungen aushalten. Es ist einfach, die andere Seite zu verurteilen und zu verteufeln. Es ist nicht so einfach, die andere Seite zu verstehen und etwas Gemeinsames zu suchen. Aber dieser Respekt den anderen gegenüber ist notwendiger denn je, gerade in der Kirche. Manchmal muss man einen Nerv treffen, damit das Gespräch weitergeht und ein Austausch stattfindet.

Eigentlich habe ich das Thema Ehe und Partnerschaft nur als aktuelles Beispiel für notwendigen und sinnvollen Dialog aufgegriffen. Wie gesagt, der Dialog zu dem Thema auf der letzten Synode war meines Erachtens recht gelungen. Was von meinem Artikel rüberkam, war



John Grantham ist Mitglied der Gemeinde Berlin

hasserfüllt, lediglich einen Unterschied zwischen zwei Arten von Beziehungen zu sehen.

Die Griechen der Antike kannten diverse Formen der Liebe und Partnerschaft – *Eros*, *Philia* (geschwisterliche Liebe), *Agape* (die Liebe aller Menschen), *Storge* (Liebe in der Familie), *Ludus* (spielerische Liebe), *Pragma* (mehr oder weniger eine Zweckgemeinschaft) und *Philautia* (Selbstliebe). Ist das Diskriminierung oder Benachteiligung? Natürlich nicht. Das kann man genau so sehen mit hetero- und homosexuellen Liebesbeziehungen. Deshalb stelle ich fest, auch wenn man diesen Unterschied zwischen Ehe und Partnerschaft kirchenrechtlich verankert, sagt das noch lange nicht, dass der Unterschied eine andere Bewertung (oder Abwertung!) der einen oder anderen Form sei.

Wo im staatlichen Wesen das mystische und schöpferische Element der Ehe – das lateinische Wort für Ehe *Matrimonium* bedeutet im wahrsten Sinne des Wortes „Mutterschaft“ – keine Rolle spielt, hat sie sehr wohl eine Rolle im kirchlichen Sinne. Dieser Gedanke ist genau das, was für traditionell Denkende so wertvoll und kostbar ist – und was gefährdet ist, wenn man den Unterschied wegwischt. Deshalb argumentiere ich für ein Verständnis dieser traditionellen Sichtweise, damit beide Sichtweisen Wertschätzung erfahren.

Jede Art von kirchlicher Feier, die im Einklang mit dem Evangelium ist, ist sakramental. Folglich ist eine Partnerschaftssegnung genauso sakramental (und wertvoll) wie eine Ehe. Damit hätte man eine mögliche tragfähige Kompromissformulierung, aber nur solange alle Beteiligten über ihren eigenen Schatten springen können und nicht mit dem Kopf durch die Wand wollen. Wenn nicht, dann endet das irgendwann in einer Kirche mit einer Mitgliederzahl von eins. Ich glaube, „alle sollen eins sein“ war anders gemeint.

Ein friedliches Zusammenleben verträgt nicht so viel Egoismus. Die Diplomatie wiederum hat einen wichtigen Sinn: das friedliche Zusammenleben egoistischer Menschen zu ermöglichen. Diplomatie ist

nicht Feigheit: Sie ist notwendig und benötigt sehr starke Nerven. Feige Diplomaten hätten eine sehr kurze Karriere.

Einheit in Vielfalt und Liebe

Es kann und muss – egal bei welchem Thema – ein *Win-Win* geben, einen glücklichen Konsens. Das gelingt jedoch nur, wenn man Andersdenkenden mit Respekt und Würde begegnet, nicht von oben herab oder mit Vorwürfen. Es muss kein Nullsummenspiel sein. Und alle müssen Demut und offene Ohren mitbringen. **Alle.**

Jüngst hat die Präses der EKD, Annette Kurschus, gesagt: „Der christliche Glaube grenzt nicht aus, sondern verbindet.“ Wir sind eins in Christus, aber wir sind nicht alle gleich. Will ich auch nicht sein. *I'm OK, you're OK*, so wie du bist und so wie ich bin. *Das* ist wahre Akzeptanz, nicht Gleichmacherei. Gott sei Dank auch.

Vor einigen Tagen ist der berühmte US-Prediger Billy Graham gestorben. Einer seiner Leitsprüche war, dass ein guter Christ als erstes mit Liebe zuhören muss. In diesem Sinne lade ich erneut ein, in Dialog zu treten – und dieses Mal mit offenen Ohren.

Antwort von Thilo Corzilius:

Lieber John,

MEINE ANSICHTSSACHE IST KEINE direkte Antwort auf Deinen Text aus dem Vormonat – sondern behandelt ein Thema, das mich ständig beschäftigt. Eine *Christen heute*-Ausgabe mit dem Thema „Lebensentwürfe“ sowie Gerhard Ruischs damalige dringende Bitte um Beiträge boten mir schlichtweg die Möglichkeit, mich einmal derart pointiert dazu zu äußern. Ganz gewiss stelle ich Dich nicht in eine Hardliner-Ecke, den Eindruck wollte ich nicht erwecken.

Schöne Grüße
Thilo





Zwei Leserbriefe zur Ansichtssache „Hassen mit einem Lächeln“ in *Christen heute* 3/2018:

DASS DIESE ANSICHTSSACHE IN „Christen heute“ erscheinen musste, hat mich sehr betroffen gemacht. Sie hat verdeutlicht, dass gleichgeschlechtlich Liebende in unserem Staat zwar ganz oben angekommen sind als Außenminister oder Bürgermeister, aber in unseren Herzen noch immer nicht.

Inzwischen scheint es mir 5 vor 12 zu sein mit der Nachfolge Christi. Dazu bedarf es einer gewissen Zivilcourage, eines respektvollen Umgangs miteinander und des Ringens um Glaubwürdigkeit, insbesondere angesichts der vielen neuen Einwanderer mit oftmals anderen Wertvorstellungen.

Liebe mit einem Lächeln sollte das Ziel sein. Und wenn mich dann noch einmal in unserer Bischofskirche einer beschimpft: „Ihr seid die Kirche von Sodom und Gomorrha, denn ihr seid die Kirche der Schwulen“, dann möchte ich stolz sagen können: „Und das ist gut so!“

*Brigitte Dickten-Struck
Gemeinde Bonn*

„WIE KÖNNEN WIR ES NUR HASSEN, wenn zwei Menschen lieben“, so schließt der Artikel des Verfassers. Ehrlich gesagt finde ich dies als Fazit einer ernsthaften theologischen Auseinandersetzung um die Sakramentalität gleichgeschlechtlicher Segnungen denjenigen gegenüber ungerechtfertigt, die sich, aus durchaus nachvollziehbaren Bedenken, mit einer Sakramentalität dieser Beziehungen, zum Beispiel aus ökumenischen Gesichtspunkten heraus, schwertun. „Hassen“ diese Menschen automatisch gleichgeschlechtlich Lebende und Liebende? Homophobie mag es geben, auch in unserer Kirche, und es ist unerlässlich, sich dagegen zu positionieren.

Andererseits muss es wohl doch auch möglich sein, eine andere Position des „innerkirchlichen Mainstreams“ zu vertreten, ohne dann deswegen diskriminiert zu werden. Ich möchte nicht wissen, welche Zuschriften eine ehemalige saarländische Ministerpräsidentin erhält, weil sie sich mit einer „Ehe für

alle“ schwertut. Der Vergleich, dass dann irgendwann auch Ehen zwischen Verwandten in erster Linie oder mit mehr als zwei Personen möglich sein könnten, den sie zieht, mag nicht jeder teilen, aber der Respekt gebietet es doch, auch gerade in einer synodalen Kirche, unterschiedliche Positionen auszuhalten und nicht pauschal als diskriminierend oder „hasserfüllt“ zu diskreditieren. Damit wird doch ein faires Ringen um eine in der Sache zu führende Diskussion ad absurdum geführt.

Zur „Sache“ selber: Nach katholischem Verständnis spendet nie eine Kirche das Ehesakrament, sondern die Menschen, die einen solchen Bund eingehen, spenden es sich mit dem Segen Gottes. Dies bedeutet nichts anderes, als dass wir niemals eine Verfügungsgewalt über die Sakramentalität eines Bundes zweier Menschen haben können. Insofern könnten wir es doch getrost Gott überlassen, wie er die echte und damit dauerhafte Liebe zweier Menschen „klassifiziert“, wenn er dies denn überhaupt tut. Die Sakramentalität der Ehe steht somit auch immer unter dem Vorbehalt dessen, was Gottes Intention ist, nicht die Intention einer Kirche oder zweier Menschen, von denen sich unabhängig vom Geschlecht auch im Lauf ihrer Ehe herausstellen kann, dass sie doch nicht so zu einander passen, wie zum Zeitpunkt der Eheschließung gedacht. Ist damit die Sakramentalität hinfällig?

Allein durch die Frauenordination haben wir den ökumenischen „Common Sense“ aus gut erwogenen, theologischen Gründen und nach langem Ringen verlassen. Der Blick auf die anderen Konfessionen allein kann also für uns nicht handlungsleitend sein. Manchmal habe ich allerdings auch den Eindruck, dass dieses Thema in unserer Kirche ein Gewicht hat, das andere und vielleicht noch viel drängendere Probleme ausblendet, wie z. B. die Überalterung vieler Gemeinden. Ein Thema, so berechtigt es auch sein mag, immer wieder auf allen möglichen Ebenen des Bistums zu diskutieren, kann auch zu einem gewissen Überdruß führen und genau das Gegenteil bewirken von dem, was eigentlich gewünscht ist: dem Gefühl, als ob es nicht auch

andere bedrängende Fragen rund um die Zukunft unserer Kirche gäbe.

*Markus Stutzenberger
Gemeinde Kaufbeuren*

Zur Frage nach der gendergerechten Sprache in *Christen heute*, die im Editorial der März-Ausgabe gestellt wurde, erhielten wir vier sehr unterschiedliche Zuschriften:

GELINGENDES ZUSAMMENLEBEN setzt Übereinkünfte voraus. So muss unbestritten sein, dass Mann und Frau gleichwertig und gleichberechtigt sind. Doch will mir nicht einleuchten, dass die alte Übereinkunft – dass Frauen in der männlichen Anrede selbstredend eingeschlossen sind – von bestimmten Kreisen in Frage gestellt werden muss. Und ich finde es lächerlich, wenn man das „man“ sektiererisch mit „frau“ glaubt ergänzen zu müssen. Ich habe Grund zu der Annahme, dass ein großer Teil der Frauen nicht bereit ist, den kämpferischen Ansagen der Feministinnen zu folgen. Um es klarzustellen: Meine Achtung vor dem weiblichen Geschlecht gründet sich darauf, dass ich durch eine Frau das Licht der Welt erblicken durfte. Punkt. Zu den brennenden Problemen, die der Mensch – die MenschIn? – zum Überleben der Spezies lösen muss, rechne ich den Geschlechter-K(r)ampf nicht!

Wer die gewachsene Übereinkunft nicht gelten lassen will, der sollte sich dann konsequenterweise für „Leserinnen und Leser“ die Zeit und die Druckerschwärze nehmen und keine Klimmzüge mit Sternlein und Strichen fabrizieren. Beim Lesen und erst recht beim Vorlesen, wie liest man dann das Sternchen? Ich kann es mir nicht verkneifen, den Heinz Erhardt zu zitieren, der das Luxusthema vorausgeahnt hat: Er kam in einen Wald und hat „rechts einen Baum und links eine Bäumin“ erblickt.

Zum Artikel von Debora Sücker möchte ich anmerken:

Als 68-Jähriger kann ich zeitgeistige Aufgeregtheiten hinter mir vorbeiziehen lassen und ich möchte den Gender-Bewegten sagen: Mein „Aha“-Erlebnis habe ich, wenn es Soldatinnen an den Tötungsmaschinen den Männern gleichtun! In Kriegen, die aus feministischer Sicht

selbstverständlich immer und ganz allein die Männer zu verantworten haben...

*Hans Neubig
Gemeinde Weidenberg*

ICH HABE JA MEIN KLEINES RITUAL beim Lesen von *Christen heute*: Ich beginne die Lektüre immer mit der Ansichtssache. Und so bin ich, noch vor dem Lesen von Gerhard Ruischs Editorial, in Thilos Corzilius' Ansichtssache das erste Mal auf den Genderstar in *Christen heute* gestoßen. Und ich freute mich in diesem Moment, dass nun auch hier eine geschlechtergerechte Sprache und wieder ein Stück mehr Emanzipation sichtbar wird.

Ich muss jetzt zugeben: Bewusst aufgefallen ist es mir bis dahin eben nicht, dass *Christen heute* eine geschlechtergerechte Sprache zu nutzen versucht, bis zu dem Editorial von Gerhard Ruisch. Ganz einfach, weil die Nennung von männlicher und weiblicher Form, heute (zum Glück!) eine weitgehende Selbstverständlichkeit geworden ist. Was sie nicht abwertet – aber sie fällt mir einfach nicht auf. Das ist sicher auch meinem Alter (28) geschuldet, dass ich das schon als selbstverständlich wahrnehme.

Geschlechtergerechtigkeit umfasst heute eben mehr als das binäre Bild von Männlich(keit) und Weiblich(keit). Und auch wenn das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zu einem dritten Geschlechtseintrag in Behördenregistern den Eindruck erweckt, als wären hier die Pflöcke schon fest eingeschlagen, so ist das binäre Geschlechterbild doch immer noch tief in der Gesellschaft verankert. Das hat vor allem auch die Diskussion auf dieses Urteil gezeigt. Immer noch wird hier hart gerungen, wie und ob Menschen, die sich nicht dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zuordnen, in der Gesellschaft und ihren Strukturen repräsentiert werden. Diese Debatten sind geprägt von lange akzeptierten Rollenbildern und auch Verlusten auf der einen Seite und von dem Anspruch auf Akzeptanz der eigenen Identität auf der anderen.

Und weil die Debatten um diese Thematiken nicht leicht sind, nicht

einheitlich, nicht angenehm, frage ich mich, ob die geschlechtergerechte Sprache in *Christen heute* das denn sein muss. Bietet es nicht viel mehr Chancen, jeder wendet seine geschlechtergerechte Sprache so an, wie er das immer tut? Ob nun Gender*star, Gender_gap, Binnen-I oder männliche und weibliche Form. Das mag manchmal, besonders für eine Generation, die nicht damit aufgewachsen ist, irritierend sein, aber über diese Irritation kann auch Beschäftigung und Debatte zu dieser Thematik erwachsen. Darüber hinaus kann die Anpassung einer der Methoden auf eine andere auch den Inhalt und die Botschaft eines Textes, zumindest im Subtext, massiv verändern.

Und wenn der Wunsch nach einer Einheitlichkeit doch zu stark ist, so sollte man den Mut aufbringen, eine möglichst inklusive Formulierung zu wählen. Das sind Gender*star und Gender_gap – sie bieten Raum über das binäre Geschlechterbild hinaus.

Beide Entscheidungen sind mutig, die eine gewährt Autor*innen Freiheit und fördert die Debatte, die andere macht deutlich, dass wir bereit sind, alle Menschen mit ihrer Geschlechtsidentität anzunehmen und dies auch in unserer Sprache zu kommunizieren.

*Tobias Zawisla
Gemeinde Freiburg*

FRAUMENTAG 2018. UNSERE GROSSMütter haben gegen Widerstand vor 70 Jahren ins Grundgesetz geschrieben: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ (Art. 3; 2). Was haben diese Worte bewirkt? Generationen von Frauenrechtlerinnen haben gekämpft gegen die Bollwerke der Männerbünde. An den entscheidenden Schaltstellen überwiegen immer noch Chauvis. Das große I – Innen – jetzt auch noch * kommen mir vor wie Sandkastenspiele. Solange frau in diesem umgrenzten Terrain bleibt, darf sie ruhig Wortgefechte führen. Das gefährdet nicht die Machtverhältnisse. Da müssen andere Strategien her. Über Situationen von Frauen zu reden, ist wichtig. Diskriminierung hat viele subtile Formen. Aber können Worte das Bewusstsein wirklich beeinflussen? Nur dann, wenn das Gegenüber sich öffnet und bereit ist

nachzudenken und sich auf Neues einzulassen. Zuviel Bombardements mit I – Innen – oder * bewirken vielleicht genau das Gegenteil. Ich genieße einen guten Sprachstil. Manchmal gehen mir solche Doppelungen auf die Nerven. Dann mache ich auch dicht.

*Karin Vermoehlen
Gemeinde Dettighofen*

JA, DIE DEUTSCHE SPRACHE DISKRIMINIERT Frauen. Denken wir nur daran, dass in aller Regel die männliche Form die primäre ist („Lehrer“), die weibliche Form die abgeleitete („Lehrerin“). Das ist ungerecht. Unsere Sprache spiegelt die patriarchalischen Verhältnisse, in denen sie entstanden ist. So lange wir das hinnehmen, trägt sie dazu bei, dass diese Verhältnisse fort dauern. Wir haben allen Grund, dagegen aufzubegehren – einerseits.

Nun haben wir Menschen aber andererseits auch so etwas wie Sprachgefühl. Und das ist meist äußerst konservativ. Daher müssen auch gut gemeinte Eingriffe in die Sprache mit heftigem Widerstand rechnen. Was auch sein Gutes hat. Denn wäre es nicht so, hätten wir den sprachlichen Draht zu unseren Vorfahren längst verloren. Ein Gedicht von Goethe oder von Droste-Hülshoff würde uns heute nichts mehr sagen.

In der Sprache der Religion kommt hinzu: Gebete, die ein Leben lang täglich im selben Wortlaut gesprochen werden, graben sich so tief in das Gehirn ein, dass sie uns noch im Zustand tiefster Demenz erreichen. Diese segensreiche Wirkung von Sprache geben wir preis, wenn wir unsere Gebete ständig umformulieren, weil uns alle paar Jahre etwas Neues einfällt, warum die alten Worte inzwischen ungerecht geworden sein sollen.

Was also: Sollen wir unsere Sprache konsequent unserem Wertewandel anpassen? Oder sollen wir unserem Sprachgefühl folgen, selbst wenn es sich gegen eigentlich berechnete und wohlbegründete Änderungen sträubt?

Diese Diskussion wird nicht zur Ruhe kommen, und „*Christen [sic!] heute*“ wird keine dauerhafte Lösung finden. Was ich mir wünsche: Dass



beide Seiten Verständnis füreinander aufbringen. Dass nicht die eine Seite die andere als lächerlich oder als verstockt abtut. Denn dass es für die Spannungen in der und um die Sprache keine Lösung geben kann: Dafür kann keine Seite etwas.

Gregor Bauer
Gemeinde Wiesbaden

Zum Artikel „Papst Franziskus und seine Vaterunser-Kritik“ in *Christen heute* 2/2018 erhielten wir diesen Leserbrief:

„...BEFREIE UNS VON UNSERER Schuld und behüte uns in der Versuchung vor der Schuld und Anfechtung, die eigentlich nur eine ist: nicht zu glauben an dich und an die Unbegreiflichkeit deiner Liebe“ (Karl Rahner).

Wenn man die Bitten des Vaterunser betrachtet, fällt auf, dass es nur diese eine gibt, die aus dem Rahmen fällt, weil wir hier Gott bitten, etwas *nicht* zu tun: „Führe uns nicht in Versuchung“. Das erinnert (mich) an das „du sollst nicht“ aus den zehn Geboten. Dort steht geschrieben, was man alles nicht tun soll, um in der Liebe Gottes zu bleiben. Wie ein Vater, der seinen Kindern Grenzen aufzeigt und Vorschriften an die Hand gibt.

In unserem Vaterunser, wenn wir unsere Bitten vorbringen, wäre es „richtiger“, das im positive Sinne zu tun und das „Du sollst nicht“ den Vorschriften oder Richtlinien zu lassen? Zumal in der Verneinung die Angst mitschwingt, von Gott getestet zu werden (und den Test womöglich nicht zu bestehen). Ich glaube nicht, dass Gott Fallen stellt, um herauszufinden, ob wir genug glauben und uns so würdig erweisen.

Warum sollte ich als Vater meinen Sohn auf die Probe stellen? Um was zu erreichen? Vielmehr biete ich meinem eigenen (inzwischen mündigen) Sohn immer wieder meine Hilfe an, wenn er mich brauchen sollte. Wenn er alleine nicht klarkommt. Er muss mich nur darum bitten.

Und so steht es auch im Jakobusbrief: „Niemand sage, wenn er versucht wird: Ich werde von Gott versucht. Denn Gott kann nicht versucht werden zum Bösen, und er selbst versucht auch niemand;

sondern jeder Einzelne wird versucht, wenn er von seiner eigenen Begierde gereizt und gelockt wird. Danach, wenn die Begierde empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert den Tod.“ (Jakobus 1,13-15 – Studienbibel Schlachter 2000).

„Lass uns nicht in Versuchung geraten“ ist da schon genauer. Wir bitten darum, gleich gar nicht „versucht“ zu werden, so wie bei einem Kutschpferd, dem man Scheuklappen umbindet, damit es nur den Weg und nicht links und rechts kucken kann. Und dann würde ich auch gerne den Teufel da außen vor lassen. Die Versuchung steckt in uns selbst und kommt nicht von außen, nicht von Gott und auch nicht von einem Gegenspieler, den wir Teufel nennen. Es liegt in unserer eigenen Verantwortung, wir können uns nicht herausreden, dass wir „versucht“ wurden, passiv („Ich hab’ doch gar nichts gemacht!“). Die Versuchung, Böses zu tun oder das Gute nicht zu tun, kommt aus unserem eigenen Herzen.

Als ich mit dem Rauchen aufgehört habe, war ein guter Teil der Entwöhnung, dass ich gebetet habe. Und ich habe nicht darum gebetet, nicht in die Versuchung zu kommen, zu rauchen, sondern ich bat darum, dass ich in der Versuchung, in der Sucht (gleiches Wort!?) gefangen war und von dort herausfinde. Dass Gott mir einen Weg zeigt, Kraft gibt und mich aus der Versuchung führt, in die ich mich aus eigener Kraft begeben habe und aus der ich alleine nicht mehr herausgelange.

Wir sind alle jeden Tag in der Versuchung, uns nicht zu Gott zu bekennen, sondern unseren Süchten, den „anderen Göttern“ oder, wie das die Therapeuten sagen, unseren schädlichen Mustern nachzugeben. Und dafür erbitten wir im Vaterunser Gottes Hilfe:

„Führe uns aus der Versuchung und erlöse uns von dem Bösem.“

Lothar Steffens
Gemeinde Berlin

Ein Leserbrief zum Artikel „Glaube und Wissenschaft“ in *Christen heute* 2/2018:

GLAUBEN UND WISSENSCHAFT gegeneinander auszuspielen ist ein

beliebter Sport, und dabei wird gern „der Kirche“ Versagen vorgeworfen. War Jesus wissenschaftsfeindlich, waren es die Apostel, die Alte Kirche? Sicherlich nicht! Sie verkündeten das Evangelium, eine „frohe Botschaft“, und Wissen war ihnen keineswegs „eher suspekt“ und widersprach keineswegs dem „Armutsideal Jesu“ – das nicht nur aus dem damaligen Luxusgut Buch stammte.

Wer hat bis zum Beginn des Islam die griechische Wissenschaft tradiert? Wer hat den Arabern das Wissen der Griechen gelehrt? Die orientalischen Christen! Wer hat nach dem Fall von Konstantinopel die griechischen Handschriften in den Westen gebracht und die Renaissance eingeleitet? Wiederum die griechischen christlichen Gelehrten, die damals zu uns flohen.

War es wirklich „die Kirche“, die Galilei und die andere Gelehrte verurteilte? Nein, es war die Gesellschaft, allen voran das Establishment in Staat und Kirche, das vor neuen Gedanken und daraus folgenden Veränderungen Angst hatte. Unsere alt-katholischen Väter haben 1870 auch im Namen der Wissenschaft protestiert – man lese etwa „Bibel und Natur“ von Franz Heinrich Reusch. Der alt-katholische Widerstand richtete sich gegen die einseitige Orientierung am neuscholastischen Ideal einer reaktionären Hierarchie, die sich selbst mit „der Kirche“ identifizierte und das Glaubenszeugnis des Kirchenvolkes missachtete (und bis heute nicht schätzt).

Wir Christen müssen als „Sauererteig“ die Gesellschaft verändern, nicht von „oben“ nach „unten“, sondern umgekehrt – das ist die Verantwortung von jedem Einzelnen. Auch wenn es einem Sterbenden in einem Hospiz nicht bewusst ist: Die mitmenschliche Sorge für jeden Menschen verdankt sich im Letzten der „metaphysischen Gewissheit“ von Gottes Liebe zu seiner Schöpfung. Nicht zuletzt deswegen feiern wir Eucharistie – Dankgottesdienst: Jesus lud alle ein, auch Judas, dankte, teilte Brot und Wein und sagte: „Tut das zu meinem Gedächtnis.“

Dr. Ewald Keffler
Gemeinde Heidelberg

Alles wird anders

VON ANDREAS KREBS

Ostern macht nichts ungeschehen

DIE OSTERGESCHICHTEN ERZÄHLEN VON EINER unerwarteten Verwandlung. Am Karfreitag noch Jesu Aufschrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34; Ps 22,2). Und bei denen, die Jesus folgten, die Verzweiflung über seinen Tod und das Scheitern einer großen Erwartung. Dann, an Ostern, die Erfahrung: Gott hat Jesus nicht dem Tod überlassen. Jesus lebt.

Dieser Neuanfang macht freilich nichts ungeschehen. Karfreitag bleibt ein Bruch; nichts ist wie vorher. Jesu Grab war der letzte Ort, an dem noch körperlich greifbar war, was an ihn erinnerte – aber das Grab ist leer. Das Johannesevangelium berichtet, dass Maria aus Magdala den Auferweckten, als er ihr erscheint, zunächst für einen Gärtner hält; er ist verändert, fremd geworden. Maria will ihn anfassen, aber Jesus sagt: „Halte mich nicht fest“ (Joh 20,17). Den Menschen, den Maria kannte, bekommt sie nicht wieder; das ist vorbei. Ostern ist keine Rückspultaste, die das Vergangene zurückholt.

Und doch ist nichts verloren: So flüchtig Marias Begegnung mit dem auferweckten Jesus ist – ein Aufschrecken, schon ist die Erscheinung vorüber, die Jünger werden ihr nicht glauben, eine Frau gilt nichts als Zeugin –, so wird für Maria dennoch alles anders. Und nicht nur für sie: Ihre Erfahrung wird zum Ausgangspunkt einer beharrlichen Hoffnung, die bis heute nicht aufhören will, dem Tod seinen Sieg streitig zu machen. Gott wird den Tod in ein neues Leben verwandeln!

Rudi und Trudi

In ihrem berührenden Film „Kirschblüten Hanami“ erzählt Doris Dörrie die Geschichte von Trudi und Rudi Angermeier. Rudi schätzt das Vertraute und Regelmäßige, geht früh ins Büro, und wenn er abends zurückkommt, hat seine Frau Trudi gekocht und das Haus versorgt. Drei Kinder hat sie als Hausfrau großgezogen, die nun eigene Wege gehen. Zeitlebens hat sie davon geträumt, einmal Japan zu sehen, sich mit japanischer Kultur beschäftigt, sogar den alten Ausdruckstanz Butoh gelernt. Aber zu der weiten Reise ist es nie gekommen; Rudi hat sie nicht gewollt. Als Trudi erfährt, dass ihr Mann schwer erkrankt ist und nicht mehr lange leben wird, verheimlicht sie ihm seinen Zustand und überredet ihn zu einer Fahrt ans Meer. Dort aber ist es Trudi, die eines Nachts im Schlaf überraschend stirbt. Rudi ist völlig aus der Bahn geworfen. Als ihm klar wird, dass Trudi ihren Traum von Japan einzig ihm zuliebe preisgegeben hatte, fasst er einen ungewöhnlichen Entschluss: Er macht sich auf, Trudis versäumtes Leben nachzuholen.

Er reist nach Tokio, irrt durch die Großstadt, überfordert von der fremden Sprache, von all dem Neuen verstört

und aufgerieben. Aber er wandert weiter durch die Straßen, weil er für Trudi, mit ihren Augen sehen möchte, was sie niemals zu Gesicht bekam. Mit der Zeit beginnt der einst so konventionelle Mann, ihre Kleider zu tragen, unternimmt seine Streifzüge in ihrem Rock, ihrer Wollweste, mit ihrer Perlenkette. Zur Zeit der Kirschblüte gewinnt er die Freundschaft der jungen Obdachlosen Yu und fährt mit ihr zum heiligen Berg Fuji, den Trudi immer hatte sehen wollen. Der Gipfel verbirgt sich jedoch hinter Wolken; so beziehen die beiden eine Pension und warten auf besseres Wetter. Rudis Gesundheitszustand verschlechtert sich. Nach einiger Zeit erwacht er nachts und tritt vor die Tür: Da liegt der Fuji wolkenfrei im Mondlicht und wirft sein Spiegelbild in den darunterliegenden See. Rudi zieht den Kimono an, den seine Frau zu Hause gern getragen hatte, schminkt sich wie ein japanischer Tänzer, geht zum Ufer des Sees und beginnt, die langsamen Bewegungen des Butoh zu vollführen. Auf einmal erscheint ihm Trudi. Sie nimmt ihn bei den Händen, und sachte, behutsam, zärtlich tanzen sie im strahlenden Licht der aufgehenden Sonne. Wenig später kommt Yu an den See und findet Rudi tot.

„Ich mache alles neu“

Doris Dörrie erzählt eine traurige und merkwürdig schöne, eine österliche Geschichte. Denn es ist die Geschichte einer Verwandlung. Ausgerechnet Trudis Tod führt dazu, dass ihr ungelebtes Leben doch noch gelebt wird – von ihrem Mann, der ganz ungeahnt über sich hinauswächst und am Ende, beim Tanz am Fuji, seiner Frau so nahe ist, wie er es vielleicht zuvor nie war. Der Film lässt es in der Schwebel, aber für mich ist Trudis Erscheinung keine Einbildung. Keine Macht der Welt kann Rudi und Trudi auseinanderreißen. Nie mehr.

Ostern macht nichts ungeschehen. Aber alles wird im Licht der Auferweckung anders. Die Schmerzen, Enttäuschungen und Abbrüche des Lebens verschwinden nicht – aber sie haben nicht das letzte Wort. „Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen. [...] Seht, ich mache alles neu“ (Offenbarung 21,4-5). Österlich leben – das bedeutet, sich schon jetzt und hier von diesem Neuen anstecken und verwandeln zu lassen. ■



Dr. Andreas Krebs ist Professor für Alt-Katholische und Ökumenische Theologie am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn



Foto: Bowen Chin, „Cherry Blossom“, Flickr



2.-7. April	Osterfreizeit Dekanat Hessen, Sargenroth	6.-9. Juli ◀	Tage der Einkehr, Benediktinerabtei Doetinchem/NL
14. April	4. Dekanats-Musik-Tage im Dekanat NRW, St. Cyprian, Bonn	7. Juli	Vorsynodales Treffen der Synodalen des Dekanats Nordbaden
14. April	Rhein-Main-Frauentag des Dekanats Hessen, Wiesbaden	15. Juli	Glockenweihe Apostelin-Junia-Kirche Augsburg
16.-20. April	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße	20.-22. Juli	Dekanatswochenende des Dekanats Bayern, Pappenheim
20.-21. April	20. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Alt-Katholizismus-Forschung, Bonn	22. Juli	Gemeindejubiläum zum 150. Jahrestag der Kirchweihe, Stuttgart
27. April-1. Mai	Jugendfreizeit <i>Ring frei. Runde 7</i> , Birkenau	14.-16. September	Begegnungswochenende des Dekanats NRW, Attendorn
29. April ◀	Frauensonntag	15. September	Vorsynodales Treffen der Synodalen des Dekanats Bayern
9.-13. Mai	101. Katholikentag, Münster	17.-20. September	Treffen der Internationalen alt-katholischen Bischofskonferenz, Wien
22.-26. Mai	Treffen des Anglikanisch/Alt-Katholischen Koordinierenden Rates, Canterbury (England)	20.-23. September	Internationaler Alt-Katholiken-Kongress Wien
8.-10. Juni	Dekanatswochenende des Dekanats Nordbaden, Altleiningen	3.-7. Oktober	61. Ordentliche Bistumssynode, Mainz
8.-10. Juni	Dekanatstage des Dekanats Hessen, Hübingen	18. Oktober	200 Jahre Gründung der Universität Bonn, Bonn
9. Juni	Dekanatsfrauentag des Dekanats NRW, Köln	18.-21. Oktober	Jahrestagung des Bundes Alt-Katholischer Frauen
9. Juni	Landessynode des Dekanats Bayern München	26.-28. Oktober	Konferenz der Geistlichen im Ehrenamt, Frankfurt am Main
15.-17. Juni	Dekanatstage des Dekanats Südbaden, Kloster Kirchberg	9.-11. November	Ökumenisches Bibelwochenende des Dekanats Bayern, Bernried
16. Juni	Dekanatstag des Dekanats NRW, Essen	10. November	Dekanswahl für das Dekanat NRW sowie Landessynode, Bottrop
16. Juni	Jugend-Fahrrad-Ausflug des Dekanats Hessen	16.-18. November	Dekanatstage des Dekanats Ost mit Dekanswahl
17.-19. Juni	Ausflug des Dekanats Nordbaden nach Thüringen		
20. Juni	Jubiläum 20 Jahre Alt-Katholischer Kindergarten St. Cyprian, Bonn		
24. Juni	Pfarrerwahl, Karlsruhe		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber

Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion

Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstraße 6, 79104 Freiburg

Tel 07 61 / 3 64 94

E-Mail redaktion@christen-heute.de

Walter Jungbauer

Web www.christen-heute.de

Erscheinungsweise
monatlich

Design, Layout und Bildbearbeitung

John L. Grantham

E-Mail john@xanity.de

Web www.xanitydesign.de

Vertrieb und Abonnement

Christen heute,

Osterdeich 1, 25845 Nordstrand

Tel 0 48 42 / 4 09

E-Mail versand@christen-heute.de

Nachrichtendienste

epd, KNA, APD

Verlag und ©

Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.

Nachdruck nur mit Genehmigung
der Redaktion.

Abonnement

Inland 23,- € inkl. Versandkosten

Ausland 29,50 €

Fotomaterial

Alle Fotos von Flickr.com werden unter
der Creative Commons License (CC) für
nicht-kommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck

Druckerei & Verlag Steinmeier

Deiningen

ISSN

0930-5718

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben

5. April, 5. Mai, 5. Juni

Nächste Schwerpunkt-Themen

Mai

Suche Frieden –
Ausblick auf die Bistumssynode

Juni

Alt-Katholische Identität

Juli

Die Schönheit Gottes

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht
länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen
sein sollten! Die Redaktion behält sich
Kürzungen vor.

Bitte wenden Sie sich in allen
Fragen zum Abonnement an den
Vertrieb, nicht an die Redaktion!



fortgesetzt von Seite 2

Kommunionempfang für protestantische Ehepartner

Die römisch-katholischen Bischöfe wollen konfessionsverschiedenen Ehepartnern die gemeinsame Teilnahme an der Eucharistie ermöglichen. Hintergrund ist der hohe Anteil konfessionsverschiedener Ehen und Familien in Deutschland. Grundlage für die Neuerung soll ein Dokument sein, das die Ökumene-Kommission und die Glaubenskommission der Bischofskonferenz erarbeitet haben; es sei bei der Frühjahrsvollversammlung „nach intensiven Debatten von einer sehr großen Mehrheit der Bischöfe“ angenommen worden. Das Papier versteht sich nach Darstellung des Vorsitzenden, Kardinal Reinhard Marx, als „Hilfestellung, um im seelsorglichen Gespräch die konkrete Situation anzuschauen und zu einer verantwortbaren Entscheidung über die Möglichkeit des Kommunionempfangs des nichtkatholischen Partners zu kommen“.

Über 130 sexuelle Übergriffe bei Hilfsorganisationen

Unter den 50 größten Hilfsorganisationen hat es in den vergangenen Jahren mindestens 132 bestätigte Fälle von sexuellem Missbrauch, sexueller Belästigung oder Ausbeutung gegeben. Zahlreiche Fälle bestätigt haben Care International, Unicef, Amnesty International, SOS Kinderdorf International, die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit und Save the Children. Die Menschenrechtsaktivistin Inge Bell sagte, Kontakte zu Prostituierten oder sexueller Missbrauch durch Mitglieder von Hilfsorganisationen seien seit vielen Jahren ein offenes Geheimnis. „In Kriegs- und Krisengebieten sind Frauen und Mädchen die Verliererinnen – und um zu überleben, um das blanke Überleben zu gewährleisten, verkaufen sie alles, was sie haben, und das ist letztlich nur noch ihr Körper. Und leider ist es eben so, dass sich auch internationale Friedenshelfer zuschulden kommen lassen, diese Notfallsituation auszunutzen.“ Die Institutionen hätten viel zu lange versucht, diese Fälle totzuschweigen.

Zu viel Schulstress ihrer Kinder

Laut einer aktuellen Umfrage glauben mehr als die Hälfte aller Eltern (54 Prozent), dass ihr Kind weniger Freizeit hat, als sie während ihrer eigenen Schulzeit hatten. 39 Prozent der befragten Eltern sagten zudem, ihrem Kind bleibe nach der Schule nicht genug Zeit für Freunde, Familie und Hobbys. Knapp 70 Prozent berichteten zudem, ihr Kind empfinde im Schulalltag „ein gewisses Maß an Stress“. Schuld daran seien der Leistungsdruck in der Schule, die Leistungskontrollen und die Hausarbeiten. Das Thema Hausaufgaben polarisiert laut Umfrage: 45 Prozent sagten, ihre Kinder hätten zu viele Hausaufgaben auf; 52 Prozent sehen das nicht so. Der Stress der Kinder wirkt sich auch auf die Erwachsenen aus: 46 Prozent fühlen sich bei der Unterstützung ihres Kindes im Lernalltag selbst gestresst.

Nachwuchsmangel bei Exorzisten

Jedes Jahr suchen in Italien schätzungsweise 500.000 Menschen die Hilfe eines Exorzisten. Verglichen mit dieser Nachfrage gebe es zu wenige Teufelsaustreiber, so der Sprecher der Internationalen Vereinigung katholischer Exorzisten, Kapuzinerpater Paolo Carlin. Binnen weniger Jahre habe sich die Zahl der Hilfesuchenden verdreifacht. „Alle Menschen, die zu uns kommen, leiden. Doch wir sind zu wenige; die Wartezeiten sind lang“, sagte Carlin. „Viele Christen glauben nicht mehr an die Existenz des Bösen“, zitiert Vatican News den Theologen Cesare Truqui. Daher würden zu wenige dieser speziellen Seelsorger ernannt und es gebe zu wenige junge Priester, die bereit seien, „die Lehre und die Praxis der Seelenbefreiung zu lernen“.

Alt-katholische Exorzisten?

„Onlineruf für Exorzisten: Für den Vatikan noch Neuland, für US-Alt-katholiken ab sofort verfügbar“ – unter dieser Überschrift meldete das vom russischen Staat finanzierte Online-Nachrichtenportal RT deutsch: „Der Vatikan arbeitet zwar seit 2014 offiziell mit einer Exorzisten-Vereinigung zusammen, der Weg dorthin ist aber langwierig. Ein altkatholischer Orden in den USA will flexibler sein und ist ab sofort auch online für Opfer von Dämonen erreichbar.“ Im

weiteren Text erfährt man, dahinter stünde die traditionell orientierte sogenannte „Alt-Römisch-Katholische Kirche in Nordamerika“ des Erzbischofs Ron Feyl sowie der „Heilige Orden des Erzengels St. Michael“. Die Bezeichnung „alt-katholisch“ ist in den USA nicht geschützt und wird in unterschiedlichen Varianten von mehreren Organisationen benutzt. Mit den Alt-Katholischen Kirchen in der Utrechter Union hat die Gemeinschaft nichts zu tun.

Recht auf Gebet an der Klagemauer

Etappensieg für reformorientierte Juden in Israel: Sie dürfen nach Auffassung des Generalstaatsanwalts an einem neu eingerichteten Abschnitt der Jerusalemer Klagemauer beten. Streng religiöse und reformorientierte jüdische Strömungen streiten seit Jahren um die Zulassung nichtorthodoxer Gebetsformen an der Klagemauer. Nicht orthodoxe Juden fordern unter anderem das Recht, gemeinsame Gebete von Männern und Frauen durchführen zu dürfen sowie Frauen zu erlauben, aus der Thora zu lesen und Gebetsschals und -riemen zu tragen. Das für die Klagemauer zuständige Rabbinat und Vertreter orthodoxer Strömungen im Judentum sehen darin eine Verletzung des Religionsrechts.

Jede zweite Rose in der EU stammt aus Kenia

Über die Hälfte der importierten Rosen in der EU stammen aus Kenia. Von Januar bis Oktober 2017 führten die EU-Staaten Rosen im Wert von 317 Millionen Euro aus dem ostafrikanischen Land ein. Etwa je ein Fünftel der in die EU importierten Rosen kommen aus Äthiopien und Ecuador. Die meisten Rosen importieren die Niederlande (77 Prozent), gefolgt von Großbritannien (10 Prozent) und Deutschland (6 Prozent). Immer wieder gibt es Kritik an der nach Afrika, Lateinamerika und Asien ausgelagerten Massenproduktion von Rosen und anderen Blumen. Diese habe gravierende Folgen – für die durch Pestizide, Wasserentnahme und Flugkerosin belastete Umwelt ebenso wie für die von widrigen Arbeitsbedingungen und Hungerlöhnen betroffenen Beschäftigten. ■



Anstand

VON GERHARD RUISCH

ICH HÄTTE JA NICHT GEDACHT, dass ich mal über Anstand schreiben würde. „Anstand“ – damit verbinde ich missmutige alte Leute, die über die „heutige Jugend“ herziehen. Leute, die Anstand einfordern, ohne selbst sich besonders nett oder wenigstens korrekt den Jüngeren gegenüber zu verhalten.

Heute tue ich es doch, weil ich spüre, dass ich ihn zunehmend schmerzhaft vermisste, den Anstand. Wobei mir klar ist, dass *Christen heute* das falsche Medium dafür ist. Hier gehen die Leute im Großen und Ganzen doch sehr anständig miteinander um. Der richtige Ort dafür wäre das Internet.

Ich bin kürzlich mehr oder weniger zufällig auf die Fernsehdiskussion zweier Politiker auf *You Tube* gestoßen. Ein älterer Politiker der AfD und eine junge Politikerin der Grünen vertraten, wie nicht anders zu erwarten, sehr gegensätzliche Positionen. Auf die möchte ich jetzt hier gar nicht eingehen, sondern auf etwas Anderes: Ich habe den Fehler gemacht, mir nach der Aufzeichnung auch noch die Kommentare darunter durchzulesen. Ich bin sonst nicht so zimperlich, aber ich muss ehrlich sagen, ich musste nach kurzer Zeit aufhören, sonst wäre mir schlecht geworden.

Das Erste, was mir auffiel, war, dass ausschließlich rechte Kommentare eingestellt worden waren. Wie kann es sein, dass sich nur die eine Seite zu Wort meldet? Es ist doch kaum denkbar, dass nur AfD-Anhänger und noch weiter rechts angesiedelte Leute sich diesen Film angesehen haben.

Aber was mir wirklich zu schaffen gemacht hat, das war der Ton, der da

angeschlagen wurde. Darüber, dass die Mehrheit der Retter Deutschlands der deutschen Sprache nicht mächtig ist, kann man noch hinwegsehen. Aber nicht ignorieren konnte ich, dass die Schreiber (fast durchgängig Männer) keinerlei Argumente vorbrachten, sondern sich in primitiven, sexistischen Beleidigungen und Gewaltandrohungen überboten haben.

Ich habe mich gefragt, ob das die deutsche Leitkultur ist, die diese Leute verteidigen wollen. Hat nicht einmal Anstand als deutsche Tugend gegolten? Ich selbst würde nicht behaupten, dass ein normaler, menschlicher Umgang etwas ist, was Deutschen mehr liegt als anderen Menschen, aber diesen Leuten müsste das doch eigentlich etwas sagen. Stattdessen zeigen sie in der Anonymität von Internet und falschen Identitäten ein Gesicht von Deutschland, mit dem ich bestimmt nichts zu tun haben möchte, weil ich mich schäme, im Ausland mit solchen Volksgenossen in einen Topf geworfen zu werden.

Das Problem ist, dass eine solche Sprache und ein solches Denken die Menschen verändern. Wer eine solche maßlose Unkultur von Beleidigungen unter der Gürtellinie genügend einübt, wird auch in der realen Begegnung hemmungsloser werden. Ich meine wahrzunehmen, dass der Umgangston auf der Straße bereits rauer wird. Dass das noch zunehmen kann und wahrscheinlich wird, macht mir Angst. Ich möchte nicht nur korrekt und anständig mit anderen Menschen umgehen, sondern auch freundlich – und ich möchte selbst so behandelt werden.

So stellt sich die Frage, ob es eine Möglichkeit gibt, sich gegen den Verlust des Anstands zu wehren. Das Wichtigste scheint mir zu sein,

dass wir uns selbst nicht anstecken lassen, sondern uns bewusst machen, dass es umso notwendiger ist, selbst freundlich zu sein – selbst in der Anonymität und im Internet. Dann ist aber auch zu überlegen, ob wir den Rüpel das Feld kampflos überlassen müssen. Können wir nicht vielleicht selbst ab und zu einen sachlichen und korrekten Kommentar im Internet hinterlassen, um auch einmal einen anderen Ton und eine andere Position hineinzubringen? Wobei wir es natürlich ertragen müssen, dass wir dann selbst beschimpft werden – vielleicht ist es besser, dass die Antworten gar nicht mehr zu lesen. Und im realen Leben müssen wir uns auch nicht alles gefallen lassen.

Ich merke, ich möchte selbst mutlos werden. Solche Ideen kommen mir vor wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Da muss ich mir klarmachen, dass wir viele sind, die das nicht wollen, die nicht wollen, dass unser Alltag verroht, dass der Umgang unter uns kalt wird, dass Freundlichkeit durch Häme und Beleidigungen verdrängt wird. Wir sind die große Mehrheit! Wir sind eine Macht, wenn wir uns einig sind! Und wir haben recht. Denn die Menschen, die es nötig haben, verbal auf andere einzuschlagen, mögen sich im Moment stark und überlegen fühlen, aber irgendwo spüren selbst sie, dass ein Mensch, der das nötig hat, nicht stark ist, sondern schwach; im Grunde wollen sie selbst auch nicht so behandelt werden und wissen darum, dass sie es dann auch nicht tun dürfen. Dann liegt es an uns, ihnen vor Augen zu führen, dass es auch anders geht. Lassen wir uns darin nicht entmutigen – im eigenen Interesse! ■



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg